



George R.R. Martin

Sandkönige

Scan: dago33
Korrektur: panic

Version 1.0, März 2003

Dieses ebook ist nicht zum Verkauf
bestimmt

»In der Steinstadt verstreicht die Zeit nur langsam. Aber noch langsamer tickt sie in den darunterliegenden Höhlen, dahin, wo die Erbauer ein Netz aus Raum und Zeit geknüpft haben. Trotzdem, die Zeit läuft unerbittlich weiter. Die großen grauen Gebäude sind zerfallen, so wie die Pyramiden und die pilzförmigen Türme. Von den Windwällen ist nichts übriggeblieben, und seit Jahrtausenden schon landen keine Schiffe mehr auf dem Raumhafen. Die Ul-mennaleith sterben aus. Die letzten ihrer Rasse sind unscheinbar und scheu. Gepanzerte Hüpftiere folgen ihnen auf Schritt und Tritt. Das Volk der Dan'lai ist nach tausend Jahren Blütezeit, die dem Sprungantrieb zu verdanken war, in die Barbarei zurückgefallen...«

George R.R. Martin, der für seine Erzählungen und Novellen mehrfach mit dem begehrten HUGO-Award ausgezeichnet wurde, gehört zu den wichtigsten Vertretern der modernen amerikanischen Science Fiction. Seine neuesten Stories, in diesem Band vereint, handeln von der fernen Zukunft und dem Menschen, der sich an eine phantastische Umgebung angepaßt hat, ohne sich in ihr zurechtzufinden.

Science Fiction
Lektorat: Ronald M. Hahn
Ullstein Buch Nr. 31107
im Verlag Ullstein GmbH,
Frankfurt/M — Berlin — Wien
Titel der Originalausgabe:
SANDKINGS (2. Teil)
Aus dem Amerikanischen übersetzt
von Wolfgang Eisermann, Hannelore
Hoffmann, Imhild Hübner, Michael
Windgassen

Umschlagentwurf: Hansbernd Lindemann
Umschlagillustration: Rowena Morrill
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 1981 by George R. R. Martin
Übersetzung: Copyrightvermerke am
Ende des Bandes
Printed in Germany 1985
Gesamtherstellung:
Eisnerdruck GmbH, Berlin
ISBN 3-548-31107-5

August 1985

CIP-Kurztitelaufnahme
der Deutschen Bibliothek

Martin, George R. R.:

Sandkönige: Stories / George R. R. Martin.
[Aus d. Amerikan. Übers. von Wolfgang
Eisermann...]. — Frankfurt/M; Berlin;
Wien: Ullstein, 1985.
(Ullstein-Buch; Nr. 31107: Science-
fiction)
Einheitssacht.: Sandkings <dt.>
Teilausg.
ISBN 3-548-31107-5
NE: GT

George
R. R. Martin

Sandkönige
Stories

Science Fiction

INHALT

Die Steinstadt
(THE STONE CITY)
5

Starlady
(STARLADY)
59

Sandkönige
(SANDKINGS)
96

Der Weg von Kreuz und Drachen
(THE WAY OF CROSS AND DRAGON)
161

DIE STEINSTADT

Für die Durchgangswelt gab es tausend Namen. Auf den Sternkarten der Menschen war sie als Graurast verzeichnet — wenn überhaupt, denn sie lag weit abseits von menschenbesiedelten Gegenden, eine jahrzehntelange Reise dem Inneren der Milchstraße entgegen. Die Dan'lai nannten sie in ihrer hohen, kläffenden Sprache »Leer«. Für die Ul-mennaleith, die sie am längsten kannten, war sie schlicht die Welt der Steinstadt. Die Kresh hatten ein eigenes Wort für sie, und auch die Linkellar, die Cedraner und viele andere Rassen, die mit dieser Welt in Berührung gekommen waren. Doch für die meisten, die auf ihren Reisen von Stern zu Stern für kurze Zeit dort haltmachten, galt sie als Durchgangswelt und wurde deshalb auch so genannt.

Es war ein öder Ort, eine Welt aus grauen Meeren und endlosen Ebenen, über die wilde Stürme fegten. Bis auf den Raumhafen und die Steinstadt lag alles brach. Nach menschlicher Zeitrechnung war der Hafen etwa fünftausend Jahre alt. Die Ul-nayileith hatten ihn während der Blüte ihrer Herrschaft über die ullischen Sterne gebaut und hundert Generationen lang verwaltet. Als die Macht der Ul-nayileith versiegte, wurde die Durchgangswelt von den Ul-mennaleith in Besitz genommen. Jetzt erinnerte man sich an die ältere Rasse nur noch in Legenden und Gebeten.

Aber der Raumhafen, ein großer Fleck auf der weiten Ebene, blieb bestehen. Hohe Wälle, die man zum Schutz gegen die Stürme gebaut hatte, umringten die Anlage. Innerhalb der Mauern lag die Hafenstadt — Hangars, Baracken und Läden, in denen sich müde Passagiere zahlloser Welten ausruhen und erfrischen konnten. Im

Westen, außerhalb der Wälle, war nichts als Wüste. Die Winde kamen von Westen, schlugen vor die hohen Mauern und wurden in Energie umgewandelt. Aber im Osten, im Windschatten der Mauern, lag unter freiem Himmel eine zweite Stadt aus Plastikkugeln und Metallhütten. In ihnen hausten die Heruntergekommenen, Außenseiter und Kranken. Hier ballten sich die Schiffslosen.

Dahinter, noch weiter im Osten: die Steinstadt.

Die Ul-nayileith, die vor fünftausend Jahren hier gelandet waren, konnten nie in Erfahrung bringen, warum und wie lange schon diese Stadt den Winden standgehalten hatte. Die ulla'schen Machthaber jener Zeit waren, wie man sagte, arrogant und neugierig gewesen. Sie hatten versucht, dem Geheimnis der Stadt auf die Spur zu kommen, durchforschten die verwinkelten Gassen, bestiegen schmale Treppen und untersuchten die dichtgedrängten Türme und abgeflachten Pyramiden. Unter der Erde entdeckten sie einen Irrgarten aus endlosen, dunklen Gängen. Sie verschafften sich einen Überblick über die Größe der Stadt, wühlten Staub auf und trafen überall auf beängstigende Stille. Aber nirgends begegneten ihnen die Erbauer.

Überdruß und zunehmende Furcht hatten schließlich die Ul-nayileith zum Verlassen der Steinstadt bewogen. Tausende von Jahren mied man die steinernen Gebäude und Gassen, und die Mystifizierung der Erbauer nahm ihren Anfang. Gleichzeitig begann auch der lange Abstieg der älteren Rasse.

Die Ul-mennaleith vergöttern mittlerweile nur noch die Ul-nayileith. Die Dan'lai haben niemanden, den sie anbeten. Und wer weiß, wem die Menschen huldigen. Wie dem auch sei, in der Steinstadt waren wieder

Geräusche zu hören. Schritte hallten durch die windigen Gassen.

Die Skelette hingen in der Wand.

Sie waren ohne erkennbare Ordnung über dem zweiflügeligen Tor angebracht worden; elf Skelette insgesamt, teilweise eingesunken im nahtlosen ullanischen Metall, teilweise den Stürmen der Durchgangswelt ausgesetzt. Einige steckten tiefer in der Wand als andere. Hoch oben rasselte das frische Skelett eines namenlosen Flügelwesens im Wind, ein loses Sammelsurium von hohlen, leichten Knochen, nur an Hand- und Fußgelenken mit der Wand verschweißt. Darunter, rechts über dem Torbogen, stakten nur die gelben Rippen eines Linkellars wie Faßdauben heraus.

MacDonalds Skelett war tief im Metall eingesunken. Nur der Torso, die Füße und die Hände waren zu sehen (eine Hand hielt noch immer einen Laser). Und der Schädel natürlich — ausgebleichen, halb zertrümmert und nach wie vor abschreckend. Die Augenlöcher blickten jeden Morgen auf Holt herab, wenn er durch das Portal ging, und manchmal, im Zwielicht der Dämmerung, hatte er den Eindruck, als starrten sie ihm schon von weitem entgegen.

Aber seit Monaten konnte ihn der Anblick nicht mehr abschrecken. Früher war es noch anders gewesen, damals, als kurz nach MacDonalds Festnahme sein verfaulender Körper plötzlich an der Wand gehangen hatte, halb eingelassen im Metall. Holt hatte den Gestank wahrgenommen, und die Leiche war noch deutlich als die Macs erkennbar gewesen. Jetzt ließ sie sich von anderen Skeletten nicht mehr unterscheiden, und das half Holt, die ganze Sache zu vergessen.

Am Morgen des Tages, an dem sich die Landung der *Pegasus* nach Standardzeit zum erstenmal jährte, passierte Holt das Tor, ohne einen Blick nach oben zu werfen.

Der Gang im Inneren des Walls war wie immer verlassen. Er verlief quer zum Portal. In die staubigen, weißen Wände waren in regelmäßigen Abständen blaue Türen eingelassen.

Holt bog nach rechts ab, blieb vor der ersten Tür stehen und legte die Handfläche auf die Anmeldeplatte. Nichts. Das Büro war nicht besetzt. Er versuchte es an der nächsten Tür, wieder ohne Erfolg. Dann an der übernächsten. Holt ging methodisch vor. Er wußte, nur ein Büro hatte geöffnet, und an jedem Tag war es ein anderes.

Die siebte Tür glitt nach Berührung der Sensorplatte auf. Hinter einem gebogenen Metallschreibtisch saß ein Dan'la. Er wirkte völlig fehl am Platz. Der Raum, die Einrichtung, ja die ganze Hafenanlage war im Zuschnitt der längst ausgestorbenen Ul-nayileith gebaut worden und paßte in den Proportionen nicht zu den kleinwüchsigen Dan-lai. Aber Holt hatte sich daran gewöhnt. Seit einem Jahr kam er tagtäglich hierher, und an jedem Tag saß ihm ein einzelner Dan'la am Schreibtisch gegenüber. Holt fragte sich, ob es der gleiche war, der nur jeden Tag sein Büro wechselte, oder stets ein anderer. Alle Dan'las hatten die gleiche lange Schnauze, lebhaft funkelnde Augen und ein rötlich schimmerndes Fell. Von Menschen wurden sie Fuchsmenschen genannt. Bis auf ein paar wenige Ausnahmen konnte Holt den einen nicht vom anderen unterscheiden. Die Dan'lai gaben ihm auch keinerlei Hilfestellung. Sie weigerten sich, Namen zu nennen. Manchmal erkannte ihn das Wesen hinterm

Schreibtisch, ein anderes Mal wieder nicht. Holt hatte sich schon lange darauf eingestellt und behandelte jeden Dan'la wie einen Fremden.

An diesem Morgen aber erkannte ihn der Fuchsmensch sofort wieder. »Ah«, sagte er, als Holt eintrat. »Sie wünschen eine Schiffspassage ?«

»Ja«, antwortete Holt. Er nahm die abgegriffene Kappe vom Kopf, die zu seiner durchgescheuerten grauen Schiffsuniform paßte, und strich mit der Hand über das schütterere braune Haar.

Der Fuchsmensch faltete seine schmalen, sechsfingerigen Klauen und zeigte ein dünnes Lächeln. »Kein Platz für Sie, Holt«, sagte er. »Tut mir leid. Heute ist kein Schiff da.«

»Letzte Nacht habe ich ein Schiff gehört«, sagte Holt. »Es war bis drüben in der Steinstadt zu hören. Reservieren Sie eine Koje für mich. Ich bin qualifiziert. Ich kann sowohl mit eine Standard- als auch mit einem Dan'lai-Sprungantrieb umgehen. Ich habe Zeugnisse.«

»Ja, ja.« Der Fuchsmensch grinste schnippisch. »Aber es gibt kein Schiff. Nächste Woche vielleicht. Vielleicht kommt ein Menschenschiff nächste Woche. Dann haben Sie Ihre Koje, Holt, das verspreche ich. Sie sind ein guter Sprungmann, richtig? Dann sollen Sie auch eine Koje bekommen. Aber erst nächste Woche, nächste Woche. Im Augenblick ist kein Schiff da.«

Holt biß sich auf die Lippen und zerknüllte die Kappe in der geballten Faust. »Nächste Woche sind Sie wahrscheinlich nicht hier«, sagte er über den Schreibtisch gebeugt. »Und wenn doch, werden Sie mich nicht wiedererkennen und Ihr Versprechen vergessen haben. Reservieren Sie mir einen Platz auf dem Schiff, das letzte Nacht angekommen ist.«

»Ah«, sagte der Dan'la. »Keine Kojen. Kein Menschenschiff. Keine Kojen für einen Menschen.«

»Ist mir egal. Ich nehme jedes Schiff. Ich bin bereit, mit Dan'lai, Ullies, Cedranern oder sonstwem zusammenzuarbeiten. Ein Sprungantrieb ist wie der andere. Lassen Sie mich auf das Schiff, das letzte Nacht angekommen ist.«

»Aber da *ist* kein Schiff, Holt«, sagte der Fuchsmensch. Seine Zähne blitzten kurz auf. »Wie oft soll ich es noch sagen? Kein Schiff, kein Schiff. Kommen Sie nächste Woche wieder.« Seine Stimme machte deutlich, daß er jetzt in Ruhe gelassen werden wollte. Holt hatte das zu respektieren gelernt. Vor Monaten war er einmal hartnäckig geblieben und nicht abzuwimmeln gewesen. Der Fuchsmensch hatte darauf ein paar Rausschmeißer alarmiert. Danach waren eine Woche lang *alle* Türen für Holt versperrt gewesen. Jetzt wußte er, wann er zu gehen hatte.

Draußen, im fahlen Licht, lehnte er sich gegen den Windwall und versuchte, das Zittern der Hände zu stoppen. Laß den Kopf nicht hängen, tu was! redete er sich ein. Er brauchte Geld und Lebensmittelmarken. Das war also etwas, womit er sich die Zeit vertreiben konnte. Außerdem bot sich die Möglichkeit, einen Besuch im Schuppen zu machen oder bei Sunderland vorbeizuschauen. Er mußte Geduld haben.

Er warf einen kurzen Blick nach oben auf MacDonald, dem die Ungeduld zum Verhängnis geworden war. Dann ging er durch die leeren Straßen der Stadt der Schiffslosen.

Schon als Kind hatte Holt eine tiefe Sehnsucht nach den Sternen verspürt. In den Jahren der strengen Kälte, wenn

die Eismäler auf Ymir blühten, war er oft nachts über knirschenden Schnee kilometerweit hinaus aus der Stadt gegangen und hatte allein inmitten der blauweiß glitzernden Landschaft aus bizarren Frostgebilden gestanden. Dann hatte er hinauf in den Himmel geblickt.

Die mondlosen Nächte im Winterjahr auf Ymir sind klar und schwarz. Sterne und Stille beherrschen die Szene.

Holt kannte alle Namen auswendig — nicht die der Sonnen (kein Mensch gab ihnen Namen; Zahlen reichten zur Kennzeichnung aus), sondern die Namen der Welten, die sie umkreisten. Er war ein intelligentes Kind und lernte schnell, was selbst seinen sonst so griesgrämigen, praktisch denkenden Vater mit Stolz erfüllte. Während endloser Partys im alten Haus, wenn er zu viel Sommerbier getrunken hatte, führte der Vater seine Gäste oft hinaus auf den Balkon und forderte seinen Sohn auf, die Namen der Welten zu nennen. »Da«, sagte er dann und zeigte mit dem Krug in der Hand auf einen Punkt im Himmel. »Der helle da.«

»Arachne«, antwortete der Junge, ohne eine Miene zu verziehen. Die Gäste lächelten und machten höfliche Komplimente.

»Und der da?«

»Baldur.«

»Da. Da. Und die drei da drüben.«

»Finnegan. Johnhenry. Celas Welt, Neu-Rom, Cathaday.« Die Namen kamen wie aus der Pistole geschossen. Der Vater verzog das faltige Gesicht zu einem Grinsen und setzte das Spiel fort, bis die Gäste ungeduldig wurden und der Junge alle Welten benannt hatte, die vom Balkon aus zu sehen waren. Holt hatte dieses Ritual stets gehaßt.

Er war froh, daß sein Vater nie mit hinaus in die Eiswälder kam, denn dort, abseits vom Licht der Stadt, funkelten Tausende von anderen Sternen, die er natürlich nicht alle mit Namen kannte.

Aber er lernte soviel wie möglich hinzu. Weit entfernt, außerhalb der von Menschen besiedelten Zonen, schimmerten matt die Sterne der Damoosh-Gruppe. Dahinter, in Richtung der Galaxismitte, glühte die rötliche Sonne der Stillen Zentauren. Dann kannte er noch den Sternhaufen der Fyndii-Welten und vieles mehr.

Auch als er älter wurde, ging er hinaus in die Wälder, allerdings nicht immer allein. All seine jungen Freundinnen schleppte er mit sich. In einem Sommerjahr, als statt Eis Blütenblätter von den Bäumen tropften, hatte er sein erstes Liebesabenteuer unter freiem Himmel. Manchmal redete er mit Freunden über die Sterne, aber es fiel ihm schwer, die geeigneten Worte zu finden. Er war nie sehr beredt und konnte sich selten verständlich machen. Er verstand seine Leidenschaft für die Sterne selbst kaum.

Als sein Vater starb, erbte er Haus und Grundstücke, die er ein Winterjahr lang verwaltete, obwohl er erst zwanzig Standardjahre alt war. Als der Tau einsetzte, machte er sich von Zuhause auf und ging nach Ymir City. Dort war gerade ein Schiff gelandet, ein Frachter, der nach Finnegan und noch tiefer in die Milchstraße hinein weiterfliegen sollte.

Holt heuerte an.

Die Straßen bevölkerten sich langsam. Die Dan'lai bauten Essenstände zwischen den Hütten auf. In spätestens einer Stunde würden die Stände dicht an dicht die

Straßenränder säumen. Ein paar dürre Ul-mennaleith, meist zu viert oder fünft, mischten sich unter die Leute. In ihren pulverblauen Umhängen, die fast bis auf den Boden fielen, erweckten sie den Eindruck, als schwebten sie über der Straße — würdevoll und gespenstisch zugleich. Sie hatten fein gepuderte Gesichter, kühl und klar glänzende Augen, und obwohl ihnen das Los der Schiffslosen anhing, wirkten sie — wie alle Ul-mennaleith — äußerst gelassen.

Holt ging hinter ihnen her und beschleunigte den Schritt, um mitzuhalten. Die Fuchshändler ignorierten die ernstesten, gefaßtesten Ul-mennaleith, achteten aber um so mehr auf Holt, riefen ihm zu und lachten mit hohen, kläffenden Stimmen, als er ohne zu reagieren an ihnen vorbeiging.

Auf der Höhe des von Cedranern bewohnten Bezirks trennte sich Holt von den Ullies und bog in eine kleine, stille Seitenstraße ein. Für das, was er vorhatte, schien ihm dies der geeignete Ort zu sein.

Er marschierte tief hinein in die dichtbebaute Siedlung aus gelblichen Kugelhütten, bevor er an einem willkürlich ausgewählten Gebäude haltmachte. Es war alt, und die äußere Plastikhaut zeigte Spuren zahlreicher Ausbesserungsarbeiten. Die hölzerne, mit geschnitzten Nestsymbolen verzierte Tür war verschlossen. Holt drückte mit der Schulter dagegen, aber sie gab nicht nach. Er holte ein paar Schritte aus und warf sich mit aller Wucht gegen die Tür. Beim vierten Versuch sprang sie krachend auf. Der Lärm störte ihn nicht. In einem cedranischen Slum achtete man darauf nicht.

Stockdunkel im Inneren. Holt tappte umher und fand eine Kaltfackel, die er so lange berührte, bis sie seine Körperwärme in Licht umwandelte. Seelenruhig sah er

sich im Raum um.

Fünf Cedraner waren anwesend: drei Erwachsene und zwei Kinder. Sie lagen wie Bälle zusammengerollt auf dem Boden. Holt kümmerte sich nicht um sie. Nachts waren Cedraner furchterregend. Holt hatte sie oft nach Einbruch der Dunkelheit in den Straßen der Steinstadt gesehen, wenn sie in ihrer zarten Sprache wimmerten und bedrohlich hin und her schwankten. Die gegliederten Leiber aus milchigweißem Madenfleisch zogen sich bis zu drei Metern in die Länge. Sie hatten sechs Glieder: zwei Läufe mit breiten Füßen, ein Paar bewegliche Greiftentakel und tückische Kampfklauen. Die Augen, untassengroße, violett glühende Pfützen, sahen alles. Nachts machte man besser einen großen Bogen um Cedraner.

Aber tagsüber waren sie so unbeweglich wie Fleischklöpfe.

Holt durchstöberte die Hütte und packte ein, was zu erbeuten war. Er ließ eine Handkaltfackel mitgehen, die auf eine für Cedraner angenehme Lichtstärke eingestellt war, einen Beutel voll Lebensmittelmarken sowie eine Krallenfeile. An einem Ehrenplatz an der Wand hingen die polierten, mit Edelsteinen verzierten Kampfklauen eines ruhmreichen Vorfahren, aber Holt hütete sich, sie mitzunehmen. Das ganze Nest würde dem Dieb ihres Familienheiligtums nachjagen oder Selbstmord begehen.

Schließlich fand Holt noch einen Satz Zaubertafeln, rauchgeschwärzte Holzscheiben mit Eisen- und Goldeinlagen. Er steckte sie in die Tasche und ging. Die Straße war nach wie vor leer. Außer den Cedranern besuchten nur wenige Wesen diese Gegend.

Holt fand schnell auf die Hauptverkehrsstraße zurück, den breiten Kiesweg, der vom Windwall des Raumhafens

bis zum fünf Kilometer entfernten Tor der Steinstadt führte. Die Straße war mittlerweile überfüllt, und Holt hatte Mühe, sich durch die Massen zu zwängen. Überall standen Fuchsmenschen herum, lachten, kläfften, grinsten wie auf Kommando und streiften mit ihrem rotbraunen Fell die blauen Umhänge der Ul-mennaleith und die losen Hautlappen glubschäugiger Linkellars, rempelten hier und da einen chitinösen Kresh. Ein paar Essenstände boten warme Mahlzeiten an, und die Luft war voll von Rauch und schweren Gerüchen. Holt hatte Monate auf der Durchgangswelt zugebracht, bevor er Speisedüfte von Körpergerüchen unterscheiden konnte.

Mit dem Diebesgut fest an den Körper gepreßt bahnte er sich einen Weg durch das Gewimmel der fremden Wesen und hielt aufmerksam Ausschau nach einem menschlichen Gesicht. Das war ihm inzwischen zur Gewohnheit geworden. Neu eingetroffene Menschen ließen ihn auf ein Schiff, auf Rettung hoffen.

Doch auch diesmal blieb seine Suche ergebnislos. Nirgends war eine menschliche Stimme zu hören — nur das Gekläff der Dan'lai, das Schnalzen der Kresh und die Heultöne der Linkellars. Holt hatte sich inzwischen damit abgefunden. Er fand den Stand, den er aufsuchen wollte. Unter einem Verdeck aus grauem Leder blickte ein räudiger Dan'la zu ihm auf. »Ja, ja,«, schnarrte der Fuchsmensch ungeduldig. »Wer bist du? Was willst du?«

Holt schob die bunt glitzernden Edelsteine, die auf der Theke verstreut lagen, zur Seite und legte die gestohlene Kaltfackel und die Klauenfeile auf den Tisch. »Handel«, sagte er. »Das hier für Marken.«

Der Fuchsmensch warf einen Blick auf die Ware, hob dann den Kopf und kratzte sich nachdenklich an der Schnauze. »Handel, Handel, ein Handel mit dir«, trällerte

er, nahm die Krallenfeile vom Tisch, warf sie von einer Hand in die andere, legte sie wieder hin und berührte die Kaltfackel, die kaum wahrnehmbar aufleuchtete. Dann nickte er und verzog das Gesicht zu einem plötzlichen Grinsen. »Gute Ware. Cedranisch. Die dicken Würmer wollen so was. Ja. Ja. Also gut. Handel. Marken?«

Holt nickte.

Der Dan'la griff in seine Kitteltasche und warf eine Handvoll Lebensmittelmarken auf die Theke. Die verschiedenfarbigen, runden Plastikscheiben galten auf der Durchgangswelt als Zahlungsmittel. Die Dan'lai tauschten Essen dafür ein, das sie mit ihrer Raumflotte herbeischafften.

Holt zählte die Marken, sammelte sie ein und warf sie in den Beutel, den er aus der Kugelhütte der Cedraner entwendet hatte. »Ich habe noch etwas«, sagte er und langte nach den Zaubertafeln in der Tasche.

Die Tasche war leer. Der Dan'la grinste und fletschte die Zähne. »Verschwunden? Wohl nicht der einzige Dieb auf Leer. Nein. Nicht der einzige Dieb.«

Er dachte an sein erstes Schiff; er dachte an die Sterne seiner Jugend auf Ymir; er dachte an die Welten, die er seitdem besucht hatte, an all die Schiffe, auf denen er gedient hatte, und die Menschen (und Nicht-Menschen), mit denen er auf diesen Schiffen zusammengekommen war. Aber am deutlichsten erinnerte er sich an sein erstes Schiff: *Lachender Schatten* (ein alter, geschichtsträchtiger Name; doch die Geschichte, die daran geknüpft war, wurde ihm erst viel später erzählt). Das Schiff war von Celas Welt nach Finnegan aufgebrochen. Das zu einem Erzfrachter umgerüstete Schiff glich einer großen, blaugrauen Träne aus

korrodierter Hartmetalllegierung und war mindestens ein Jahrhundert älter als Holt. Die Frachträume machten den größten Teil des Schiffes aus, für die zwölköpfige Besatzung blieb kaum Platz übrig. Gravitationsakkumulatoren gab es nicht (Holt hatte sich schnell an die Schwerelosigkeit gewöhnt). Das Landen und Starten erfolgte mittels atomarer Treibsätze, ein Standard-ÜL-Antrieb besorgte die interstellaren Sprünge. Holt war zur Arbeit im Antriebsraum abkommandiert worden, eine unfreundliche, schwach beleuchtete Kabine mit nackten Metallwänden und Computerkonsolen. Cain narKarmian zeigte Holt, wie er die Rechner zu bedienen hatte.

Holt erinnerte sich deutlich an narKarmian, einen alten, sehr alten Mann, viel zu alt für die Arbeit auf einem Schiff, wie er fand. Die Haut narKarmians glich weichem, gelbem Leder, faltig und zerfurcht. Er hatte mandelförmige, braune Augen, einen fleckigen, kahlen Kopf und einen schütterten, blonden Spitzbart. Manchmal machte Cain einen senilen Eindruck, aber meist war er klarsichtig und aufmerksam. Er kannte die Antriebsaggregate, er kannte die Sterne und redete unablässig während der Arbeit.

»Zweihundert Standardjahre!« sagte er einmal, als beide vor den Konsolen saßen. Er lächelte verlegen, und Holt sah, daß Cain immer noch Zähne hatte, selbst in seinem Alter. »So lange reise ich schon auf Schiffen durchs All, Holt. Tatsache! Weißt du, normalerweise verlassen Menschen nie die Welt, auf der sie geboren wurden. Nie. Zu fünfundneunzig Prozent jedenfalls. Sie werden geboren, wachsen auf und sterben, und das auf derselben Welt. Und diejenigen, die an Bord gehen — nun, die meisten davon reisen nur ein bißchen. Eine

Welt, zwei oder zehn. Bei mir ist das anders. Weißt du, wo ich geboren wurde, Holt? Rate mal!«

Holt zuckte mit den Schultern. »Auf der Erde?«

Cain lachte. »Erde? Ach was. Die Erde liegt doch nur drei oder vier Jahre von hier entfernt. Vier, glaube ich. Weiß nicht genau. Nein, nein. Allerdings habe ich die Erde schon gesehen, die Heimatwelt der Menschen. Vor fünfzig Jahren. Damals war ich mit der *Corey Dark* unterwegs, glaube ich. Ich fand, daß es mal an der Zeit war. Nach hundertfünfzig Jahren Schifffahrt hatte ich immer noch nicht die Erde gesehen. Aber schließlich bin ich doch dagewesen.«

»Du bist nicht auf der Erde geboren worden?« fragte Holt.

Der alte Cain schüttelte den Kopf und lachte wieder. »Natürlich nicht. Ich bin ein Emereli. Von ai-Emerel. Weißt du, wo das ist, Holt?«

Holt mußte nachdenken. Das war keiner der Weltnamen, die er auswendig gelernt hatte, keiner der Sterne, die nachts auf Ymir zu sehen gewesen waren. Aber irgendwie klang ihm der Name vertraut. »In der Randzone?« riet er schließlich. Die Randzone war die äußerste Grenze des von Menschen besiedelten Raums, der kleine Sternhaufen am Scheitelpunkt der galaktischen Linse. Ymir und die Sterne, die Holt kannte, lagen weiter im Inneren, in der Nähe der dichten Sternfelder und des immer noch unerreichbaren Kerns.

Cain schien froh über Holts Vermutung zu sein. »Ja! Ich bin ein Außenweltler. Ich bin fast zweihundertundzwanzig Standardjahre alt und habe ungefähr genauso viele Welten gesehen. Von Menschen bewohnte, von Hrangan, Fyndii und so weiter. Ich kenne sogar Welten im Menschenall, auf denen Menschen

leben, die gar keine Menschen mehr sind, wenn du weißt, was ich meine. Schifffahrt, immer Schifffahrt. Wenn ich einmal einen interessanten Ort entdeckte, bin ich für kurze Zeit dageblieben. Ich habe alle möglichen Dinge gesehen, Holt. In meiner Jugend besuchte ich das Festival der Randzone. Auf High Kavalaan stellte ich Banshee, der Todesfee, nach, und auf Kimdiss habe ich geheiratet. Aber meine Frau starb bald, und so bin ich weitergefahren. Nach Prometheus und Rhiannon, die schon auf der Innenseite der Randzone liegen, und dann über Jamisons Welt und Avalon immer weiter der Galaxismitte zu. Eine Zeitlang war ich ein richtiger Jamie, und auf Avalon heiratete ich gleich drei Frauen. Und zwei Männer oder Co-Gatten, wenn du so willst. Zu der Zeit war ich nicht einmal hundert. Damals besaßen wir unser eigenes Schiff, trieben Handel und steuerten ein paar alte Hrangan-Sklavenwelten an, die seit dem Krieg unabhängig geworden waren. Selbst Alt-Hranga war eine unserer Etappen. Man sagt, daß es immer noch, tief im Inneren von Hranga, ein paar Geister gibt, die irgendwann einmal wieder auftauchen und die Menschenwelt angreifen werden. Aber alles, was ich dort sah, waren ärmliche, kümmerliche Wesen.«

Cain lächelte. »Gute Jahre, Holt, sehr gute Jahre. Wir nannten unser Schiff *Jamisons Arsch*. Meine Frauen und Ehemänner stammten alle von Avalon, bis auf einen — der kam von Alt-Poseidon. Und Avalonier können Jamies nicht ausstehen. So kamen wir auf den Namen. Ich muß sagen, die Abneigung gegen die Jamies ist gar nicht mal unberechtigt. Viele Jahre zuvor war ich selbst ein Jamie gewesen. Auf Port Jamison. In der Stadt, wie auch auf dem ganzen Planeten, leben nur schrecklich kleinkarierte Typen.

Wir verbrachten fast dreißig Standardjahre gemeinsam auf *Jamisons Arsch*. Aber die Ehe brach langsam auseinander, und schließlich ging ich auch wieder meine eigenen Wege. Die anderen wollten Avalon als Handelsstützpunkt beibehalten. Nach dreißig Jahren hatte ich aber alle Welten in der Umgebung kennengelernt und wollte was anderes sehen. Also zog ich weiter, obwohl ich meine Frauen und Männer liebte, Holt. Ich liebte sie wirklich. Ein Mann sollte mit seinen Schiffskollegen verheiratet sein. Das hat viele Vorteile.« Er seufzte. »Sex ist viel problemloser, ungezwungener.«

Holt drängte darauf, mehr zu erfahren. »Und danach?« fragte er, und sein junges Gesicht verriet, wie neidisch er war. »Was hast du dann gemacht?«

Cain zuckte mit den Achseln, blickte auf die Konsole und drückte auf die glühenden Knöpfe, um eine Antriebskorrektur vorzunehmen. »Oh, ich bin weiter auf Reisen gegangen. Alte Welten, neue Welten, bewohnt von Menschen, Nicht-Menschen und Aliens. Neue Zuflucht, Pachacuti, die zerstörte Alt-Wellington, dann nach Newholme, Silversky und zur alten Erde. Ich fahre immer tiefer ins Innere der Galaxis, so weit ich komme, bis an mein Lebensende. So wie es Tomo und Walberg vor mir getan haben. Ihr von Ymir kennt doch auch die Geschichte von Tomo und Walberg, oder?«

Holt nickte bloß. Selbst die Bewohner von Ymir hatten von Tomo und Walberg gehört. Tomo war auch ein Außenweltler gewesen. Er stammte von Darkdawn, einem Planeten weit draußen in der Randzone. Man sagte ihm nach, ein undurchsichtiger Schwärmer gewesen zu sein. Walberg, ein Menschmutant von Prometheus, wurde in den Legenden als großmäuliger Abenteurer beschrieben. Vor drei Jahrhunderten hatten sich die

beiden mit ihrer *Träumenden Hure* von Darkdawn aus auf den Weg quer durch die Galaxis gemacht. Wie viele Welten sie angelaufen hatten, was ihnen dort begegnet war, und wie tief sie in die Galaxis vorgestoßen waren — das waren die Fragen, über die Schuljungen immer noch diskutierten. Holt mochte die Vorstellung nicht aufgeben, daß die beiden noch am Leben waren und irgendwo da draußen herumkreuzten. Immerhin hatte Walberg behauptet, ein Supermann zu sein, und wer wußte, wie alt ein Supermann werden konnte? Vielleicht alt genug, um den Mittelpunkt und die Welten dahinter zu erreichen. Holt starrte träumend vor sich hin. Cain grinste ihn an und sagte: »Hey! Sternenbummler!« Und als Holt erschrocken aufblickte, fügte Cain lächelnd hinzu: »Ja, du. Dich mein ich. Konzentrier dich auf deine Arbeit, sonst schaffen wir es nicht mal bis zur nächsten Welt!«

Doch die Rüge war mild, genau wie das Lächeln, und Holt hatte sie bald wieder vergessen. Ihre Schlafnetze hingen nebeneinander, und Holt hörte dem Alten jede Nacht zu. Cains Redefluß war kaum zu stoppen, zumal Holt nie den Versuch machte. Und als die *Lachender Schatten* schließlich ihr Ziel auf Cathaday erreichte, um bald darauf wieder über Celas Welt zum Heimathafen zurückzukehren, gingen Holt und narKarmian von Bord und heuerten auf einem Postschiff an, das mit Kurs auf Vess und die fernen Damoosh-Sonnen auslaufen sollte.

Sechs Jahre lang flogen die beiden gemeinsam durchs All. Aber dann starb narKarmian. Das Gesicht des Alten blieb Holt deutlicher in Erinnerung als das seines Vaters.

Der Schuppen war ein langes, schmales Gebäude, eine Bruchbude aus blauem Dural, das irgend jemand wahrscheinlich in den Lagerräumen eines geplünderten

Frachters aufgestöbert hatte. Der Schuppen lag auf halbem Wege zwischen dem Windwall des Raumhafens und dem hohen Westtor der grauen Steinstadtmauer. Andere, größere Metallgebäude standen ringsherum: die Lagerbaracken der schiffslosen Ul-mennaleith. Aber nie war einer der Ullies dort zu sehen.

Gegen Mittag traf Holt ein. Der Schuppen war fast leer. Mitten im Raum stand eine breite, säulenförmige Kaltfackel. Sie ragte bis an die Decke, spendete aber nur ein schwaches, rötliches Licht, das kaum die Hälfte der herumstehenden Tische erreichte. In einem schattigen Winkel des Raumes saß eine Gruppe flüsternder Linkellars. Gegenüber lag schlafend ein zusammengerollter, fatter Cedraner mit glitschiger, weißschimmernder Haut. Neben der Kaltfackelsäule, am Stammtisch der *Pegasus-Besatzung*, hockten Alaina und Takker-Rey vor einer weißen Steinflasche und tranken Gelblethe.

Takker hatte Holt sofort entdeckt. »Sieh an«, sagte er und hob sein Glas. »Wir bekommen Besuch, Alaina. Eine verlorene Seele kehrt zurück. Was macht die Steinstadt, Michael?«

Holt setzte sich. »Nichts Neues, Takker. Immer dasselbe.« Er schenkte dem aufgedunsenen, bleichen Mann ein knappes Lächeln und wandte sich Alaina zu. Vor Jahren, während der gemeinsamen Arbeit auf einem Sprungschiff, hatten sie ein kurzes Verhältnis miteinander gehabt. Aber das lag lange zurück. Alaina war dick geworden, ihr langes, kastanienbraunes Haar hing stumpf und strähmig vom Kopf. Zu viel Gelblethe hatte ihre einst strahlenden, grünen Augen trüb und matt gemacht.

Alaina verzog das runde Gesicht zu einem Lächeln.

»Hallo, Michael«, sagte sie. »Hast du dein Schiff gefunden?«

Takker-Rey kicherte, doch Holt ignorierte ihn. »Nein«, antwortete er. »Aber ich geb' nicht auf. Heute sagte mir der Fuchsmensch, ich könnte nächste Woche mit einem Schiff rechnen. Mit einem Menschenschiff. Er versprach, mir einen Platz zu sichern.«

Jetzt kicherte auch Alaina. »Oh, Michael«, sagte sie. »Dummchen. Das gleiche hat man *mir* auch immer erzählt. Ich bin schon lange nicht mehr hingegangen. Würd ich dir auch raten. Ich bring dich zurück, verlaß dich drauf. Und jetzt komm mit auf mein Zimmer. Du fehlst mir. Takker ist ein schrecklicher Langweiler.«

Takker hörte gar nicht hin. Er war stirnrunzelnd damit beschäftigt, sein Glas mit Gelblethe zu füllen. Der Schnaps floß zäh wie Honig aus der Flasche. Holt erinnerte sich an den Geschmack, an das goldene Feuer auf der Zunge und seine beruhigende Wirkung. In den ersten Wochen, während sie auf die Rückkehr des Kapitäns gewartet hatten, bevor alles auseinandergebrochen war, hatten sie das Zeug literweise in sich hineingeschüttet.

»Trink auch einen Schluck«, sagte Takker. »Leiste uns ein bißchen Gesellschaft.«

»Nein«, sagte Holt. »Aber vielleicht ein Glas Feuerbrandy, Takker, wenn du mich dazu einlädst. Oder Fuchsbier. Sommerbier, wenn es das hier gibt. Hab ich schon lange nicht mehr getrunken. Nur keine Lethe. Deshalb bin ich schließlich von hier weggegangen. Erinnerst du dich?«

Alaina schnappte plötzlich nach Luft und warf Holt einen scharfen Blick zu. »Du bist weggegangen«, sagte sie mit dünner Stimme. »Ich erinnere mich, du warst der

erste. Du und Jeff. Ihr ward die ersten.«

»Nein, Liebes«, unterbrach Takker. Er setzte behutsam die Flasche ab, nahm einen Schluck aus dem Glas und lächelte. »Der Kapitän ist als erster gegangen. Weißt du es nicht mehr? Der Kapitän, Villareal und Susie Benet. Die drei sind zusammen weggegangen, und wir haben gewartet und gewartet.«

»Ach ja«, sagte Alaina. »Aber danach haben uns Michael und Jeff verlassen. Die arme Irai hat sich umgebracht, und Ian ist von den Fuchsmenschen geholt und an die Wand gehängt worden. Alle anderen sind weggegangen. Oh, ich weiß nicht wohin, Michael, ich weiß es einfach nicht.« Sie fing plötzlich an zu weinen. »Früher waren wir alle zusammen, aber jetzt sind nur noch Takker und ich da. Alle anderen haben uns im Stich gelassen. Wir sind die einzigen, die hierherkommen, die *einzigsten*.«. Sie warf sich über den Tisch und schluchzte.

Holt wurde übel. Es war noch schlimmer als bei seinem letzten Besuch vor einem Monat — viel schlimmer. Er hatte Lust, die Flasche auf den Boden zu werfen, so wie damals, zwei Monate nach der Landung, als ihn nach endlos langem Warten der Kragen geplatzt war. Alaina hatte geheult, MacDonald geflucht und ihm einen Zahn lose geschlagen (der ihm manchmal immer noch weh tat), während Takker eine neue Flasche kaufte. Takker hatte immer genug Geld in der Tasche. Er war auf Vess groß geworden, einem Planeten, den sich Menschen mit zwei fremden Rassen teilten. Xenophile Neigungen galten unter den Vessmenschen als durchaus normal. Takker war zartbesaitet und willig, und die Fuchsmenschen (manche zumindest) fanden ihn attraktiv. Als sich Alaina mit Takker zusammengetan hatte und demselben Gewerbe nachgegangen war, waren Holt und

Jeff Sunderland in einen Außenbezirk der Steinstadt umgezogen.

»Hör auf zu weinen, Alaina«, sagte Holt. »Ich bin ja hier. Sieh mal, ich habe euch Lebensmittelmarken mitgebracht.« Er griff in den Beutel und warf eine Handvoll auf den Tisch — rote, blaue, silberne, schwarze Plättchen. Sie klapperten, rollten eine Weile im Kreis und blieben schließlich liegen.

Schlagartig hörte Alaina auf zu weinen. Sie grabschte nach den Marken, und selbst Takker beugte sich vor und stierte auf den Tisch. »Rote Marken«, rief sie aufgeregt. »Sieh nur, Takker, rote Fleischmarken! Und silberne für Lethe. Sieh dir das an!« Sie schaufelte die Marken in ihre Tasche. Aber ihre Hände zitterten so sehr, daß einige zu Boden fielen. »Hilf mir, Takker«, sagte sie.

Takker kicherte. »Keine Sorge, Liebes. Es waren nur grüne, und wir brauchen keine Würmer, oder?« Er sah Holt an. »Vielen Dank, Michael, vielen Dank. Du bist ein großzügiger Mensch. Das habe ich auch Alaina gesagt, als ihr weggegangen seid, obwohl wir euch brauchten. Du und Jeff. Ian sagte, du seist ein Feigling, aber ich habe dich immer verteidigt, weißt du? Vielen Dank, Michael.« Er nahm eine silberne Marke und schnippte sie mit dem Daumen in die Luft. »Sehr großzügig von dir. Du bist uns immer herzlich willkommen.«

Holt sagte nichts. Der Schuppenaufseher war plötzlich neben ihm aufgetaucht, ein riesiger, blauschwarzer Fleischberg mit strengem Körpergeruch. Er blickte auf Holt herab, oder besser gesagt, er wandte ihm sein augenloses Gesicht zu. Aber von einem Gesicht konnte man eigentlich auch nicht reden, denn ihm fehlte der Mund. Das, was als Kopf gelten mochte, war eine schlaffe, halb gefüllte Blase voller Atemlöcher, umgeben

von weißlichen Tentakeln. Es hatte die Größe eines Kinderkopfes, wirkte daher viel zu klein auf dem öligen Körper, der aus lauter Speckrollen bestand. Der Schuppenaufseher sprach kein Wort, weder Terranisch noch Ullisch oder Pidgin-Dan'lai, das in der Durchgangswelt als Handelssprache üblich war. Trotzdem wußte er immer genau, was seine Gäste wünschten.

Holt hatte nur den Wunsch zu gehen. Er stand auf, stahl sich an dem geduldig wartenden Vorsteher vorbei und eilte dem Ausgang entgegen. Die Tür glitt hinter ihm zu, und er hörte noch draußen Alaina und Takker-Rey über die Marken streiten.

Die Damoosh sind weise und vornehm — das jedenfalls sagte man auf Ymir. Die äußersten Sonnen ihres Gebietes grenzen an das ständig wachsende Reich der Menschen an, und es war auf einer uralten Damoosh-Kolonie, wo narKarmian starb und Holt zum erstenmal einem Linkellar begegnete.

Holt wurde damals von Rayma-k-Tel begleitet, einer Frau von Vess, mit hartem, scharfgeschnittenem Gesicht. Sie saßen in einer Kneipe nahe dem Raumhafen, die guten, aus dem Menschengebiet importierten Schnaps ausschenkte. Er und Rayma kippten das Zeug hinunter und schauten aus dem bemalten, gelben Fenster. Cain war seit drei Wochen tot. Plötzlich sah Holt einen Linkellar vor dem Fenster vorbeitrotten. Mit jedem Schritt hüpfen seine hervorquellenden Augen auf und ab. Holt zupfte Rayma am Ärmel, machte sie auf den Fremden aufmerksam und sagte: »Sieh mal. Ein Neuer. Kennst du die Rasse?«

Rayma zog den Arm zurück und schüttelte den Kopf. »Nein«, antwortete sie irritiert. Sie hatte eine ausgeprägte

Xenophobie, eine tiefe Abneigung gegen Fremde, die von ihrer Zeit auf Vess herrührte. Die Menschen dort waren Fremden gegenüber entweder extrem feindlich oder freundlich eingestellt. »Wahrscheinlich von einer Welt tiefer im Inneren. An deiner Stelle würde ich gar nicht erst versuchen, all die Rassen auseinanderzuhalten. Weiter drinnen gibts Millionen verschiedener Arten. Die verdammten Damos'll treiben mit allen möglichen Gestalten Handel.«

Holt sah wieder neugierig nach draußen, aber das schwergewichtige Wesen mit der losen, grünen Haut war verschwunden. Holt mußte an Cain denken und spürte ein unerklärliches Prickeln im Nacken. Der alte Mann war über zweihundert Jahre lang durchs All gereist und womöglich nie einem Fremden der Rasse begegnet, die *sie* gerade gesehen hatten. Er sagte etwas in der Art zu Rayma-k-Tel.

Sie ließ sich davon nicht beeindrucken. »Na und?« sagte sie. »*Wir* haben nie die Randzone oder einen Hrangan gesehen, und ich wüßte auch keinen Grund, warum wir es *sollten*.« Sie mußte über ihren eigenen Witz grinsen. »Fremde sind wie Geleefrüchte, Michael. Es gibt sie zwar in vielen verschiedenen Farben, aber von innen sind sie alle gleich.

Also hör auf, Cain nachzueifern. Was hat er am Ende von seiner Sammelleidenschaft gehabt? Er ist auf einer Menge drittklassiger Schiffe durch die Gegend geflogen, hat aber nie den Außenarm oder die Mitte gesehen. Reich ist er auch nicht geworden. Du solltest irgendwo Fuß fassen und es zu was bringen.«

Holt hörte ihr kaum zu. Er setzte das Glas ab und berührte mit den Fingerspitzen die kühle Fensterscheibe.

Nachdem Rayma an diesem Abend aufgebrochen war,

um zum Schiff zurückzukehren, verließ Holt die Hafenkneipe und schlenderte durch die Wohngegenden der Damoosh. Er zahlte die Hälfte seines Soldes von der letzten Fahrt für den Eintritt in die Untergrundkammer, wo der Weisheitspool der Damoosh stand: ein riesiger Lichtcomputer, der an die toten Gehirne der telepathisch begabten Alten angeschlossen war (das jedenfalls erklärte der Führer).

In der schüsselförmigen Kammer hing dichter, aufgewühlter, grüner Nebel. In der Mitte, an der tiefsten Stelle, wallten Vorhänge aus farbigem Licht, die sich langsam auflösten. Holt blickte vom oberen Rand der Kammer hinunter und stellte seine Fragen. Als Antwort hörte er hallendes Gewisper. Es klang, als sprächen viele kleine Stimmchen auf einmal. Zuerst beschrieb Holt das Wesen, das er am Nachmittag gesehen hatte, fragte nach der Rasse und bekam das Wort Linkellar zur Antwort.

»Woher kommen diese Wesen?« fragte er.

»Aus einer Gegend, sechs Jahre mit Standardantrieb vom Menschengebiet entfernt«, klärte ihn das Gewisper auf, während der grüne Nebel hin und her wehte. »In Richtung Mittelpunkt. Möchten Sie die Koordinaten wissen?«

»Nein. Warum sieht man sie nicht öfters?«

»Sie kommen aus einer sehr fernen Welt«, kam die Antwort. »Zwischen dem Menschengebiet und den zwölf Welten der Linkellars liegen die Damoosh-Sonnen, die Kolonien der Nor T'alush und hundert anderer Welten, auf denen es noch keine Schiffe mit Sternenantrieb gibt. Die Linkellars treiben zwar mit den Damoosh Handel, dringen aber nur selten bis zu diesem Planeten vor, der für euch leichter zu erreichen ist als für sie.«

»Ja«, sagte Holt erschauernd, und ihm war, als bliese

ein kalter Wind durch die Kammer und den wallenden Nebel. »Ich habe von den Nor T'alush gehört, aber nicht von den Linkellars. Was gibt es noch? Weiter drinnen?«

»Darüber liegen verschiedene Informationen vor«, flüsterte der Nebel. »Wir wissen von den toten Welten der verschollenen Rasse, die von den Nor T'alush die Ersten genannt werden, obwohl sie wohl kaum die Ersten gewesen sein können. Wir wissen vom weiten Reich der Kresh und von der verlorenen Kolonie einer gethsoiden Aathrasse, die aus dem heutigen Menschengebiet ins Innere aufgebrochen war, lange bevor es Menschen gab.«

»Und was liegt *dahinter*?«

»Die Kresh sprechen von einer Welt namens Cedris und einem Stellarsystem, das größer sein soll als das Menschengebiet, die Damoosh-Sonnen und das alte Hranganreich zusammen. Die Sonnen in diesem System sind die ullischen Sterne.«

»Ja«, sagte Holt mit bebender Stimme. »Und *dahinter*? Noch tiefer im Inneren?«

Im dichten Nebel leuchtete ein Feuer auf. Der grüne Dampf glühte in einem rötlichen Licht. »Das wissen die Damoosh nicht. Wer fliegt so weit? So lange? Darüber gibt es nur ein paar Geschichten. Soll ich Ihnen die uralten Sagen erzählen? Die von den strahlenden Göttern oder den schiffslosen Astronauten? Soll ich das alte Lied der Rasse ohne Welt singen? Tief im Inneren sind Geisterschiffe gesichtet worden, die schneller als Menschen- oder Damooshschiffe fliegen, und sie zerstören nach Lust und Laune, ohne daß man etwas dagegen unternehmen könnte. Niemand weiß, was sie sind, wer sie sind, wo sie sind, oder ob es sie überhaupt wirklich gibt. Wir kennen Namen und Geschichten. Davon können wir erzählen. Aber die eigentlichen

Tatsachen liegen im dunkeln. Wir hörten von einer Welt mit Namen Huul die Goldene. Ihre Bewohner treiben Handel mit den verschollenen Gethoiden, die wiederum mit den Kresh; und die mit den Nor T'alush, welche ihrerseits mit uns in Handelsbeziehungen stehen. Aber kein Damooshschiff ist jemals bis nach Huul vorgestoßen. Wir wissen nicht, wo diese Welt liegt oder wie es auf ihr aussieht. Wir hören von verschleierten Wesen einer namenlosen Welt, die sich aufblähen und in der Atmosphäre herumschweben. Aber das mag bloß eine Legende sein. Von wem sie stammen könnte, wissen wir nicht. Wir hörten von einer Rasse, die im Tiefraum lebt und Kontakt zu den Dan'lai pflegt, einer Rasse, die mit Handelsschiffen ullaiche Sterne bereist. Die Uller treiben Handel mit den Cedranern, und so schließt sich die Kette wieder. Aber wie können wir Informationen aus zweiter, dritter Hand trauen, zumal uns die Cedraner nicht einmal persönlich bekannt sind?« Da war plötzlich ein murmelndes Geräusch zu hören. Unter Holts Füßen wirbelte der Nebel auf, und ein Geruch wie Weihrauch stieg ihm in die Nase.

»Ich werde tief ins Innere vordringen«, sagte Holt. »Ich fliege weiter und werde alles mit eigenen Augen sehen.«

»Vielleicht kommen Sie eines Tages wieder und berichten«, riefen die Nebel, und zum erstenmal hörte Holt die Klage eines Weisheitspools, der nicht weise genug ist. »Kommen Sie zurück. Kommen Sie zurück. Wir haben noch so viel zu lernen.« Der Weihrauchduft war sehr streng.

An diesem Nachmittag brach Holt in fünf weitere Kugelhöhlen von Cedranern ein. Die erste war kalt, staubig und leer; die zweite bewohnt — aber nicht von

Cedranern. Nachdem er die Tür aufgebrochen hatte, blieb er wie angewurzelt im Eingang stehen. Ein feingliedriges Flügelwesen mit wilden Augen flatterte aufgeschreckt unter die Decke und zischte ihm entgegen. Auch in dieser Kugel war nichts zu holen, dafür aber in den drei anderen Hütten.

Gegen Abend kehrte er zur Steinstadt zurück. Er stieg die schmalen Stufen zum Westtor hinauf, einen Sack voll Essen über die Schulter geworfen.

Im fahlen Abendlicht wirkte die Stadt farblos und tot. Die vier Meter hohe und zweimal so breite Ringmauer bestand aus grauem, glattem Stein, wie aus einem Stück gehauen. Das Westtor, das in die Stadt der Schiffslosen einmündete, glich eher einem Tunnel. Holt ging schnell hindurch und gelangte in eine schmale Gasse, die sich zwischen zwei riesigen Gebäuden entlangschlängelte — keine Gebäude im eigentlichen Sinne, sondern zwanzig Meter hohe, unregelmäßig geformte, fenster- und türenlose Gebilde. Wahrscheinlich konnte man nur durch unterirdische Gänge ins Innere gelangen. Diese unförmigen, seltsamen Steinblöcke beherrschten über eine Fläche von etwa zwölf Quadratkilometern den östlichen Teil der Steinstadt. Sunderland hatte den ganzen Komplex sorgfältig kartographiert.

Das Gassennetz war ein einziger Irrgarten. Nicht ein Weg führte auch nur zehn Meter geradeaus. Aus der Vogelperspektive mußten sie, wie sich Holt oft vorstellte, aussehen wie von einem Kind gezeichnete Blitze. Aber er hatte Sunderlands Karten von dieser Gegend genau studiert und kannte sich bestens aus. Er marschierte schnell und zielbewußt durch die engen Gassen, ohne einem anderen Wesen zu begegnen.

Wenn er von Zeit zu Zeit einen Knotenpunkt mehrerer

Gassen erreichte, hielt er nach markanten Bauwerken Ausschau, die Sunderland in seinen Karten als Orientierungspunkte verzeichnet hatte. Die Steinstadt war in zahlreiche Bezirke unterteilt, die sich alle in Bauweise und Gesteinsmaterial voneinander unterschieden. Im Nordwesten ragte ein dichter Wald von Türmen aus glasigem Gestein auf, zwischen denen trockene Kanäle verliefen. Weiter südlich lag ein Bezirk mit blutroten Steinpyramiden. Im Osten standen pilzförmige Türme in der Mitte eines sonst leeren, weiten Platzes aus Granitplatten. Es gab noch andere Bezirke, alle von eigentümlicher Architektur und unbewohnt. Jeden Tag hatte Sunderland einen neuen Abschnitt kartographiert. Aber er hatte lediglich an der Spitze eines Eisberges gekratzt. Zahllose Ebenen lagen unter der Oberfläche, und weder Holt noch Sunderland oder die anderen hatten in diese schwarzen, luftleeren Labyrinth eindringen können.

Es war schon dunkel geworden, als Holt wieder eine größere Kreuzung erreichte. Er stand auf einem achteckigen Platz mit einem kleineren achteckigen Brunnen in der Mitte. Nicht ein Lufthauch kräuselte das grüne Wasser. Dann beugte sich Holt über den Rand und wusch sein Gesicht. In seiner Wohnung, wie auch in der näheren Umgebung, fand er sonst keine Gelegenheit dazu. Sunderland vermutete in den Pyramiden größere Wasservorräte, doch in der Nähe des Westtors gab es nur diesen einen Brunnen.

Nachdem Holt sich den Staub des Tages von Händen und Gesicht gespült hatte, setzte er seinen Weg fort. Der Lebensmittelsack pendelte auf seinem Rücken hin und her, und seine Schritte hallten durch die Gassen. Sonst blieb es still. Die Nacht brach schnell herein. Bald würde

es stockfinster sein, so schwarz und mondlos wie in jeder Nacht auf der Durchgangswelt. Ständig lag eine dichte Wolkendecke über dem Planeten, und nur selten waren mehr als ein halbes Dutzend Sterne zu sehen.

Hinter dem Platz mit dem Brunnen lag ein weiteres Trümmerfeld aus Felsen und Sand. Hier hatte einst ein riesiges Gebäude gestanden. Holt stieg vorsichtig über das Geröll und steuerte auf ein einzelnes Bauwerk zu, das sich kraß von anderen umliegenden Gebäuden unterschied. Es sah aus wie eine aufgeblähte cedranische Kugelhütte aus goldenem Stein. Mehrere Löcher führten ins Innere der Kuppel, wo Dutzende schmaler Treppen und Gänge wabenförmige Kammern miteinander verbanden.

Seit fast zehn Standardmonaten war dies Holts Zuhause.

Sunderland hockte auf dem Boden, als Holt das gemeinsam bewohnte Zimmer betrat. Um ihn herum lag ein Wust von Karten. Jede einzelne war ein Flickwerk aus vergilbten Fetzen, die er von den Dan'lai erstanden hatte, versteift mit feinem, ullischem Silberblech und überzogen mit einer Rasterfilmschicht von Bord der *Pegasus*. Auf die so präparierten Blätter waren Linien und Bezeichnungen säuberlich eingetragen. Sunderland saß mitten in seiner Arbeit, eine Karte auf dem Schoß, den Schreibstift in der Hand. Er sah feist und vernachlässigt aus und blickte irritiert zu Holt empor.

»Ich hab was zu essen«, sagte Holt und warf den Sack quer durch den Raum. Er landete auf den Karten und brachte mehrere lose Abschnitte durcheinander.

»Paß doch auf!« kreischte Sunderland. »Die *Karten!*« Wütend schob er den Sack beiseite und fing an, die Blätter neu zu ordnen.

Holt ging auf sein Schlafnetz zu, das zwischen zwei festverankerten Kaltfackelsäulen gespannt war. Auf dem Weg dorthin trampelte er über die Karten. Sunderland kreischte erneut auf, aber Holt achtete nicht auf ihn und stieg in das Netz.

»Verdammter Kerl«, sagte Sunderland und rückte die verschobenen Teile zurecht. »Kannst du nicht etwas vorsichtiger sein?« Er blickte auf und sah, daß Holt ihn mit gerunzelter Stirn musterte. »Ist was?«

»Tut mir leid«, sagte Holt. »Bist du heute einen Schritt weitergekommen?« Dem Ton nach zu urteilen, war die Frage nichts als eine leere Formalität.

Aber das fiel Sunderland nicht auf. »Ich habe einen ganz neuen Abschnitt erkundet, südlich von hier«, sagte er aufgeregt. »Sehr interessant. Offensichtlich als Einheit entworfen. Dort steht eine zentrale Säule, verstehst du, aus irgendeinem weichen, grünen Stein, umgeben von zehn etwas kleineren Säulen. Zwischen dem Kapitell der größeren und jeder kleineren Säule spannt sich eine Brücke, oder besser gesagt, ein geschwungenes Steinband. Ähnliche Bauwerke findest du in der ganzen Gegend. Zu Füßen der Säulen ist ein Labyrinth aus hüfthohen Steinwällen. Ich brauche Wochen, um alles genau zu kartographieren.«

Holt starrte auf die Wand neben seinem Kopf, wo er die Tage als Striche in das goldene Gestein eingeritzt hatte. »Ein Jahr«, sagte er. »Ein volles Standardjahr, Jeff.«

Sunderland warf ihm einen rätselnden Blick zu, stand auf und sammelte die Karten ein. »Was hast du heute gemacht?« fragte er.

»Wir kommen nie weg von hier«, sagte Holt, mehr im Selbstgespräch als an Sunderland gerichtet. »Nie. Aus

und vorbei.«

Sunderland blickte auf. »Hör auf damit«, protestierte der kleine, fette Mann. »Ich will nichts davon hören. Wenn du so weiterredest, sitzt du bald mit Alaina und Takker zusammen und kippst Gelblethe in dich hinein. Die Steinstadt ist der Schlüssel. Davon bin ich fest überzeugt. Haben wir erst einmal ihre Geheimnisse gelüftet, können wir sie den Fuchsmenschen teuer verkaufen und uns aus dem Staub machen. Wenn ich meine Karten fertig habe...«

Holt rollte sich zur Seite und sah Sunderland an. »Ein Jahr, Jeff, ein Jahr. Du wirst deine Karten nie fertigbekommen. Selbst wenn du noch zehn Jahre daran arbeitest, hast du erst einen Bruchteil der ganzen Steinstadt vermessen. Und was ist mit den Tunnels? Den unterirdischen Ebenen?«

Sunderland fuhr sich nervös mit der Zunge über die Lippen. »Die Tunnels. Tja. Wenn ich die Ausrüstung der *Pegasus* hätte...«

»Die hast du aber nicht. Außerdem würde sie nichts nutzen. Unsere Instrumente funktionieren hier nicht. Deshalb mußte der Kapitän in der Steinstadt landen. Hier gelten andere Gesetze.«

Sunderland schüttelte den Kopf und ging wieder daran, die Karten einzusammeln. »Dem menschlichen Verstand ist nichts unmöglich. Gib mir Zeit, und ich löse jedes Problem. Wenn Susie Benet noch hier wäre, könnten wir uns sogar ein genaueres Bild von den Dan'lai und Ullern machen.« Susie Benet war die Kontaktspezialistin der *Pegasus-Besatzung* gewesen — eine drittklassige Völkerkundlerin; aber wenn man mit Fremden zu tun hat, ist ein bescheidenes Talent besser als gar nichts.

»Susie Benet ist nicht hier«, sagte Holt mit leicht

bissigem Tonfall. Er fing an, die Namen an den Fingern abzuzählen. »Susie ist mit dem Kapitän verschwunden. Desgleichen Carlo. Irai hat sich das Leben genommen. Ian endete am Windwall, weil er in der Raumfahrtbehörde herumgeballert hat. Det, Lana und Maje sind bei dem Versuch, den Kapitän in den Tunnels zu finden, ebenfalls verschüttgegangen. Dave Tillman hat sich an die Kresh verkauft, ist also inzwischen bestimmt auch am Ende. Alaina und Takker-Rey vegetieren dahin, und was mit den vieren an Bord der *Pegasus* passiert ist, wissen wir nicht. Damit bleiben nur wir beide übrig, Sunderland, du und ich.« Holt grinste höhnisch. »Du machst Karten, und ich beklaue die Würmer. Aber keiner von uns kommt einen Schritt weiter. Wir sind erledigt. Wir werden hier in der Steinstadt sterben und nie mehr die Sterne sehen.«

So plötzlich, wie er zu reden angefangen hatte, verstummte er auch wieder. Wütende Ausbrüche waren bei ihm eine Seltenheit. Im allgemeinen wirkte er verschlossen, manchmal sogar ein wenig depressiv. Sunderland sah ihn verblüfft an.

»Ein Tag ist wie der andere«, sagte Holt und ließ sich zurück ins Schlafnetz fallen. »Nicht einer, der irgendwie hervorsteicht. Weißt du noch, was Irai gesagt hat?«

»Sie war sehr labil«, entgegnete Sunderland. »Labiler als wir geahnt hatten.«

»Sie fand, daß wir zu weit geflogen seien«, sagte Holt, ohne sich um Sunderlands Einwurf zu kümmern. »Sie sagte, wir lägen falsch in der Annahme, das ganze Universum gehorche den Gesetzen, die wir kennen. Erinnerst du dich? Sie nannte diese Annahme einen ›arroganten, typisch menschlichen Irrglauben‹. Daran erinnerst du dich doch noch, Jeff, oder? Genau davon hat

sie gesprochen, von einem »arroganten, typisch menschlichen Irrglauben.«

Er lachte. »Die Durchgangswelt *scheint* nach uns bekannten Regeln zu funktionieren, und davon haben wir uns täuschen lassen. Ich glaube mittlerweile, daß Irai recht hatte. Wir sind noch gar nicht so weit vom Menschengebiet entfernt, stimmt's? Stell dir vor, weiter im Inneren gelten vielleicht wieder ganz andere Gesetze.«

»Ich mag solche Reden nicht«, sagte Sunderland. »Sie sind mir zu destruktiv. Irai war krank. Zum Schluß hat sie sogar Gebetsstunden der Ul-mennaleith aufgesucht, ihre Götter, die Ul-nayileith, angerufen und so weiter. Zu einer Mystikerin hat sie sich entwickelt. Zu einer Mystikerin.«

»Findest du das so falsch?« fragte Holt.

»Allerdings«, antwortete Sunderland bestimmt.

Holt sah ihn an. »Dann erklär mir alles, Jeff. Sag mir, wie ich hier herauskomme. Wo ist der Sinn im Ganzen zu finden?«

»In der Steinstadt«, antwortete Sunderland. »Nun, wenn ich meine Karten fertig habe ...« Er stockte. Holt lag ausgestreckt im Schlafnetz und hörte nicht mehr zu.

Fünf Jahre hatte die Reise quer durch die Sternfelder der Damoosh gedauert. Sechsmal wechselte er das Schiff, bevor dieser Sektor durchflogen war. Derweil hatte er andere, größere Weisheitspools befragt und eine Menge dazugelernt. Aber auf der nächsten Welt warteten schon neue Überraschungen und Rätsel auf ihn. Die Schiffe, auf denen er diente, hatten oft eine nichtmenschliche Besatzung. Menschenschiffe drangen nur selten so weit vor. Also ließ sich Holt von Damoosh, verirren

Gethsoiden und anderen Mischrassen anheuern. Trotzdem traf er in jedem Hafen, den er anliefe, auf ein paar Menschen. Er hörte sogar von Gerüchten, daß es weit im Inneren der Galaxis, etwa fünfhundert Flugjahre entfernt, ein zweites Menschenreich geben sollte, gegründet von der Besatzung eines Nomadenschiffes und von einer glitzernden Welt namens Prester aus regiert. Von einem uralten Vessmenschen hörte Holt, daß die Städte von Prester auf Wolken schwebten. Später erfuhr er von einem anderen Besatzungsmitglied, daß Prester eine einzige, riesige Stadt sei, die von einer riesigen Frachterflotte mit Lebensmitteln versorgt werde. Derselbe Mann behauptete, daß es kein Nomadenschiff gewesen sein könne, von dem die ursprüngliche Besiedlung ausgegangen war. Seiner Meinung nach hätte ein Schiff aus der Anfangszeit des interstellaren Zeitalters keine so weite Strecke zurücklegen können. Wahrscheinlicher sei, daß Prester von einer Schwadron irdischer Kaisergetreuen besiedelt wurde, die auf der Flucht vor einem Hrangan-Geist waren. Holt blieb skeptisch und verlor schließlich jegliches Interesse an der Geschichte, als eine Frau von einem gestrandeten cathadaynischen Frachter felsenfest behauptete, Prester sei von Tomo und Walberg gegründet worden und werde immer noch von Walberg regiert.

Aber es gab noch andere Legenden, andere Geschichten, denen er auf den Grund zu kommen versuchte.

Und diesen Wunsch teilte er mit vielen.

In der überdachten Stadt eines luftleeren Planeten, der eine blau-weiße Sonne umkreiste, traf Holt Alaina. Sie erzählte ihm von der *Pegasus*.

»Der Kapitän hat sie aus Schrott zusammengebaut, stell

dir vor, hier in der Stadt. Er ist Händler und will tiefer als andere in die Galaxis vordringen — so wie wir ...« Sie warf Holt ein wissendes Lächeln zu. Ihr war von Anfang an klar gewesen, daß er von der gleichen Sehnsucht getrieben wurde. »Er hat einen Dan'la getroffen. Dan'lai kommen aus einer Gegend weiter im Inneren.«

»Ich weiß«, sagte Holt.

»Nun, vielleicht weißt du noch nicht, was so alles bei denen passiert. Der Kapitän sagte, die Dan'lai hätten alle ullenischen Sterne erobert — du hast doch schon von den ullenischen Sternen gehört? ... Gut. Ich schätze, die Ulmennaleith haben kaum Widerstand geleistet. Aber es gibt auch noch einen anderen Grund. Die Dan'lai besitzen nämlich Sprungschiffe, eine völlig neue Sache in der Raumfahrt. Der Kapitän sagt, diese Schiffe seien mindestens doppelt so schnell wie andere. Der Standardantrieb verzerrt die Relationen im Raum-Zeit-Kontinuum, um ÜL-Effekte zu erzielen, verstehst du ...«

»Ich kenne mich sehr wohl mit Antrieben aus«, meinte Holt schnippisch, beugte sich aber nach vorn und hörte Alaina aufmerksam zu.

»Oh«, sagte Alaina und fuhr unbekümmert fort. »Nun, bei einem Sprungantrieb passiert etwas ganz anderes. Er befördert dich in ein anderes Kontinuum und wieder zurück. Die Bedienung ist völlig neu. Sie geschieht teilweise auf psionischem Weg. Man bekommt diesen seltsamen Ring über den Kopf gestülpt.«

»Habt ihr etwa einen Sprungantrieb?« unterbrach Holt.

Sie nickte. »Der Kapitän hat sein altes Schiff fast völlig auseinandergenommen, um es in ein Sprungschiff umzurüsten. So ist die *Pegasus* entstanden. Den Antrieb dafür hat er von den Dan'lai gekauft. Im Augenblick trommelt er neue Leute zusammen, die uns ausbilden

sollen.«

»Wohin werdet ihr fliegen?« fragte er.

Sie lachte herzlich auf, und ihre hellen, grünen Augen leuchteten. »Wohin schon? Ins Innere!«

Holt wachte in der Dämmerung auf, zog sich rasch an und ging den Weg zurück, den er am Abend zuvor gekommen war; vorbei an dem stillen, grünen Brunnen, die endlosen Gassen entlang, durch das Westtor hinaus in die Stadt der Schiffslosen. Er passierte die Skelettwand, ohne einen Blick nach oben zu werfen.

Im langen Korridor, im Inneren des Windwalls, versuchte er, eine unverschlossene Tür zu finden. Die ersten vier ließen sich nicht öffnen. Bei der fünften hatte er zwar Glück, aber das Büro dahinter war leer. Kein Dan'la.

So etwas hatte Holt noch nicht erlebt. Vorsichtig trat er ein und blickte sich um. Niemand, nichts. Nicht einmal eine zweite Tür. Er ging um den breiten, ullenischen Schreibtisch herum und fing an, systematisch die Schubladen zu durchsuchen, so wie bei seinen Raubzügen im Cedranerviertel. Vielleicht war ein Passierschein für den Raumhafen zu finden, eine Waffe oder irgend etwas anderes — etwas, das ihn zurück zur *Pegasus* führen würde. Vielleicht konnte er sich auch auf einer Anheuerungsliste eintragen.

Die Tür glitt auf, und ein Fuchsmensch tauchte im Rahmen auf. Er sah aus wie jeder andere Dan'la. Holt sprang erschrocken einen Schritt zur Seite.

Der Dan'la sprang auf den Schreibtisch zu und langte nach der Sessellehne. »Dieb!« kläffte er. »Dieb! Ich laß Sie erschießen. Jawohl.« Er fletschte die Zähne.

»Nein«, sagte Holt und wich zur Tür hinaus. Er wollte

fliehen, falls der Dan'la Alarm schlagen würde. »Ich bin gekommen, um auf einem Schiff anzuheuern«, sagte er kleinlaut.

»Aha!« Der Fuchsmensch faltete die Hände. »Na schön. Ist das alles, Holt?«

Holt blieb stumm.

»Anheuern, anheuern. Holt will anheuern«, trällerte der Dan'la in einem schrillen Singsang.

»Gestern sagte man mir, daß in der nächsten Woche ein Schiff kommt«, meinte Holt.

»Nein, nein, nein. Tut mir leid. Es kommt kein Schiff. Kein Menschenschiff. Weder nächste Woche noch sonstwann. Kapiert? Und es gibt keinen Platz für Sie. Das Schiff ist voll. Und ohne einen reservierten Platz kommen Sie nicht auf das Hafengelände.«

Holt machte ein paar Schritte nach vorn und stellte sich vor den Schreibtisch. »Kein Schiff nächste Woche?«

Der Fuchsmensch schüttelte den Kopf. »Kein Schiff, kein Schiff. Kein Menschenschiff.«

»Dann irgendein anderes. Ich arbeite auch gern für Uller, Dan'lai oder Cedraner. Das habe ich Ihnen doch schon erzählt. Ich weiß, wie man einen Antrieb bedient, und kenne mich auch mit Sprungantrieben aus. Erinnern Sie sich? Ich habe Zeugnisse.«

Der Dan'la neigte den Kopf zur Seite. Kannte Holt diese Geste? Er fragte sich, ob er es schon einmal mit demselben Dan'la zu tun gehabt hatte. »Glaub ich ja. Aber für Sie ist kein Platz«, sagte der Fuchsmensch.

Holt ging zur Tür.

»Augenblick«, kläffte der Dan'la.

Holt drehte sich um.

»Kein Menschenschiff nächste Woche«, sagte der Fuchsmensch. »Kein Schiff, kein Schiff, kein Schiff.«

Dann hörte er auf zu trällern. »Ein Menschenschiff ist heute da!«

Holt starrte ihn verblüfft an. »Heute? Wollen Sie mir sagen, daß ein Menschenschiff draußen auf dem Feld steht?«

Der Dan'la nickte heftig mit dem Kopf.

»Dann verschaffen Sie mir einen Platz, verdammt noch mal«, schrie Holt.

»Ja. Ja. Einen Platz für Sie. Einen Platz für Sie.« Der Fuchsmensch berührte eine Stelle auf dem Schreibtisch. Eine Schublade sprang auf, aus der er ein dünnes Silberblech und einen schlanken, blauen Plastikstift hervorholte. »Name?«

»Michael Holt.«

»Oh.« Der Fuchsmensch ließ den Stift fallen und legte die Metallfolie zurück in die Schublade. »Kein Platz«, kläffte er.

»Kein Platz?«

»Niemand kann zwei Plätze bekommen«, antwortete der Dan'la.

»Zwei?«

Der Schreibtischfuchs nickte. »Holt hat schon einen Platz auf der *Pegasus*.«

Holts Hände zitterten. »Verdammt«, sagte er. »Verdammt.«

Der Dan'la lachte. »Brauchen Sie Ihren Platz nicht?«

»Den auf der *Pegasus*?«.

Ein Nicken.

»Sie lassen mich also aufs Flugfeld hinaus? Ich darf hinter den Wall?«

Der Fuchsmensch nickte wieder. »Holt bekommt einen Passierschein.«

»Ja«, sagte Holt. »Ja.«

»Name?«

»Michael Holt.«

»Rasse?«

»Mensch?«

»Heimatswelt?«

»Ymir.«

Eine kurze Pause setzte ein. Der Dan'la faltete die Hände und starrte Holt an. Dann öffnete er plötzlich wieder die Schublade, holte ein uraltes aussehendes Pergamentstück heraus und nahm den Stift in die Hand.

»Name?« fragte er.

Alles noch mal von vorn.

Als die Befragung zu Ende war, überreichte der Fuchsmensch Holt das Pergament. Es war spröde und drohte in einzelne Teile zu zerfallen. Holt hielt es sehr vorsichtig in den Händen. Die seltsamen Schriftzeichen ergaben für ihn keinen Sinn. »Und damit kann ich an den Wachen vorbei?« fragte Holt skeptisch. »Hinaus aufs Feld? Zur *Pegasus*!«

Der Dan'la nickte. Holt drehte sich um und lief zur Tür.

»Augenblick«, rief der Fuchsmensch.

Holt wirbelte herum. »Was jetzt?« zischte er durch die Zähne.

»Nur noch eine kleine Formalität.«

»Und?«

»Ausweis taugt nichts. Muß erst unterschrieben werden.« Der Dan'la grinste breit. »Unterschrieben, ja, ja. Und zwar von Ihrem Kapitän.«

Holt sagte kein Wort. Pergamentfetzen segelten zu Boden, als er das gelbe Blatt mit geballten Fäusten zerbröselte. Dann stürzte er blitzschnell auf ihn zu.

Der Dan'la konnte nur noch ein kurzes Kläffen hervorstoßen, bevor ihm Holt die Kehle zudrückte. Die

zarten, sechsfingerigen Hände paddelten hilflos in der Luft. Holt zerrte am Hals, bis die Wirbel krachten. Der Fuchsmensch sackte schlaff in sich zusammen.

Langsam zog Holt die verkrampten Fäuste aus dem roten Balg. Der tote Dan'la kippte mitsamt dem Sessel nach hinten.

Das Bild der Skelettwand tauchte für eine kurze Zeit vor Holts Augen auf. Er rannte los.

Die *Pegasus* war auch mit Standardantrieben ausgerüstet, für den Fall, das der Sprungantrieb versagte. In die nackten Metallwände waren Computerkonsolen eingelassen. In der Mitte des Raumes stand der Dan'lai-Sprungantrieb: ein langer, metallisch schimmernder Glaszylinder, senkrecht auf ein Instrumentenpult montiert. Der Zylinder hatte den Umfang eines Mannes und war bis zur Hälfte mit einer zähen Flüssigkeit gefüllt, die abrupt ihre Farbe veränderte, sobald Energie durch den Tank pulsierte. Um den Apparat herum standen Stühle für das Bedienungspersonal, jeweils zwei an einer Seite. Holt und Alaina saßen nebeneinander, die große, blonde Irai und Ian MacDonald gegenüber. Jeder von ihnen trug eine hohle Glaskrone auf dem Kopf, in der die gleiche Flüssigkeit schwappte wie im Zylinder.

Carlos Villareal stand hinter Holt an der Hauptkonsole und las die Daten vom Schiffcomputer. Die Sprünge waren bereits programmiert. Der Kapitän hatte beschlossen, Kurs auf die ullenischen Sterne zu nehmen. Als weitere Stationen waren Cedris, Huul und noch tiefer im Inneren gelegene Welten geplant. Vielleicht sogar Prester und der Mittelpunkt.

Der erste Stopp sollte ein Transitpunkt namens Graurast sein (dem Namen nach zu urteilen, hatten

vorher schon andere Menschen dort Zwischenlandung gemacht — der Planet war auf den Karten eingetragen). Der Kapitän wollte der Geschichte von einer uralten Steinstadt auf den Grund gehen.

Als sie die Atmosphäre verlassen hatten, wurden die Atomtreib-Sätze ausgeschaltet, und Villareal gab den Befehl. »Koordinaten und Navigation klar«, sagte er etwas zögernder als sonst. Das Verfahren war noch zu neu. »Sprung.«

Sie schalteten den Dan'lai-Sprungantrieb ein.

dunkelheit und aufflackernde farben und tausend rotierende sonnen und Holt mittendrin allein nein! da waren Alaina und noch ein paar um sie herum wirbelte chaos und große graue wogen schlugen über ihren köpfen zusammen und die gesichter schienen eingerahmt von tanzendem alles versengendem feuer und schmerz schmerz schmerz und sie taumelten haltlos vorbei an äonen und Holt sah ein glühen und er rief und zog an der mitte der mitte und Graurast draußen aber dann wieder verschwunden und irgendwie holte Holt es zurück und schrie zu Alaina und auch sie packte es und MacDonald und Irai und sie ZOGEN

Sie saßen vor dem Sprungantrieb. Holt spürte einen Schmerz am Handgelenk und sah, daß eine Infusionsnadel in seinem Unterarm steckte. Auch Alaina hing am Tropf, genau wie die anderen, Irai und Ian. Von Villareal war keine Spur zu sehen.

Die Tür glitt auf, und Sunderland lächelte ihnen zwinkernd zu. »Gott sei Dank!« sagte der pausbäckige Navigator. »Ihr seid drei Monate lang weg gewesen. Ich dachte schon, mit uns ist es aus.«

Holt nahm sich die Glaskrone vom Kopf und sah, daß nur noch ein paar Tropfen Flüssigkeit übriggeblieben

waren. Dann bemerkte er den fast ausgetrockneten Zylinder. »Drei Monate?«

Sunderland schüttelte sich. »Es war schrecklich. Draußen war nichts zu sehen, *nichts*, und wir konnten euch nicht wachbekommen. Villareal mußte die ganze Zeit Krankenschwester spielen. Hätte uns der Kapitän nicht gut zugeredet, wären wir, glaube ich, alle übergeschnappt. Ich weiß, was der Fuchsmensch gesagt hat, aber ich war mir nicht sicher, ob es euch tatsächlich gelingen würde, uns da herauszuziehen — worin wir nun eigentlich gesteckt haben, weiß ich selber nicht.«

»Sind wir da?« fragte MacDonald.

Sunderland ging um den Sprungantrieb herum an die Computerwand und schaltete den Sichtschirm ein. Eine kleine, gelbe Sonne leuchtete auf einen kalten, grauen Halbkreis, der den unteren Teil des Sichtschirmes ausfüllte.

»Graurast«, sagte Sunderland. »Die Koordinaten stimmen. Wir sind da. Der Kapitän hat schon einen Signalstrahl rausgeschickt. Die Dan'lai scheinen da unten am Ruder zu sein. Sie haben uns Landeerlaubnis gegeben. Zeitlich kommt es auch ungefähr hin. Wir sind schätzungsweise drei Monate subjektiver und drei Monate objektiver Zeit unterwegs gewesen.«

»Und mit Standardantrieb«, fragte Holt. »Wie lange hätte es mit Standardantrieb gedauert?«

»Gut anderthalb Jahre«, antwortete Sunderland. »Wir haben übrigens eine bessere Zeit hingelegt, als von den Dan'lai vorausgesagt.«

Es war noch früh. Der komatöse Schlaf der Cedraner setzte um diese Zeit gerade erst ein. Holt ging das Risiko ein, auf einen noch wachen Wurm zu stoßen. Er brach in

die erstbeste Kugelhütte ein, stellte in wilder Hast die Wohnung auf den Kopf und nahm mit, was es an Wertsachen zu stehlen gab. Glücklicherweise lagen die Bewohner zusammengerollt auf dem Boden und schliefen.

Als er zur Hauptstraße zurückgekehrt war, machte er einen großen Bogen um die Dan'lai-Händler. Hinter jedem Fuchsmenschen währte er den ermordeten Raumhafenbeamten. Statt dessen suchte er den Verkaufsstand eines blinden Linkellars auf, dessen riesige Augen wie Eiterbälle in seinem Kopf herumtanzten. Trotzdem gelang es dem Wesen irgendwie, Holt übers Ohr zu hauen. Er tauschte die ganze Hehlerware gegen einen eiförmigen Helm und eine transparente, blaugetönte Laserpistole ein. Irritiert stellte Holt fest, daß der Laser ein Duplikat von MacDonalds Waffe zu sein schien. Selbst die finneganesishe Griffverzierung war gleich. Aber der Laser funktionierte, alles andere war ihm egal.

Die Straßen füllten sich mit Scharen von Schiffslosen, die ihren alltäglichen Geschäften nachgingen. Holt rannte rücksichtslos durch die Massen dem Westtor zu und fiel erst in einen gemächlicheren Schritt zurück, als er die leeren Gassen der Steinstadt erreicht hatte.

Sunderland war nicht da. Wahrscheinlich vermaß er die Gegend. Holt nahm einen seiner Stifte zur Hand und schrieb quer über eine Karte: HABE FUCHS GETÖTET. MUSS UNTERTAUCHEN. GEHE IN DIE TUNNEL DER STEINSTADT. BIN NUR DORT IN SICHERHEIT. Dann suchte er alle übriggebliebenen Lebensmittel zusammen — der Vorrat mochte gut und gern für zwei Wochen reichen —, packte alles in einen Rucksack, streifte ihn über die Schultern und verließ die

Wohnung. Der Laser steckte in der Tasche, der Helm klemmte unterm Arm.

Der nächste Einstieg nach unten lag nur ein paar Blocks entfernt. Von der Mitte einer Straßenkreuzung führte ein großer Spiralgang steil in die Tiefe. Holt und Sunderland waren schon oft bis zur ersten Ebene vorgedrungen. Bis dorthin reichte das Licht. Zahllose Tunnel, verwinkelt wie die Gassen an der Oberfläche, verzweigten sich in alle Richtungen. Die meisten verliefen abschüssig. Der Spiralgang führte natürlich noch weiter hinunter, zu neuen Ebenen mit weiteren Abzweigungen, in die kein Licht mehr fiel. Diejenigen, die sich über die erste Ebene hinaus in den Abgrund wagten — wie der Kapitän zum Beispiel —, kamen nie mehr zurück. Es gab Vermutungen über das Ausmaß der Tiefe, aber es war unmöglich, Genaueres zu erfahren. Die Instrumente der *Pegasus* hatten auf der Durchgangswelt nie funktioniert.

Nach der ersten vollen Spiralkehre, auf Höhe der ersten Ebene, blieb Holt stehen und setzte den blaßblauen Helm auf. Er war auf die Maße eines Ul-mennaleith zugeschnitten und saß deshalb viel zu eng am Kopf. Die Nasenspitze wurde gequetscht, und der Druck an den Schläfen war unbequem. Aber es ließ sich aushalten. Vor dem Mund lag eine Öffnung zum Atmen und Sprechen.

Holt wartete einen Moment, bis die Körperwärme vom Helm absorbiert und in schwaches, blaues Licht umgewandelt wurde. Dann ging er weiter durch den Spiralgang hinunter in die Dunkelheit.

Immer tiefer wand sich der Tunnel, und bei jeder vollen Kehre zweigten andere Höhlen ab. Holt wußte bald nicht mehr, wie viele Ebenen er bereits passiert hatte. Jenseits des Lichtkreises, den der Helm warf, war

nichts als Dunkelheit, Stille und heiße Luft, die sich zunehmend schwerer atmen ließ. Aber die Angst trieb Holt weiter an, und er setzte den Weg mit gleicher Eile fort. Die Oberfläche der Steinstadt wurde zwar von allen gemieden, aber wenn die Dan'lai Grund hatten, wagten sie sich bis in die engen Gassen vor. Nur hier unten konnte Holt vor ihnen sicher sein. Er war entschlossen, den Spiralgang nicht zu verlassen. Anderenfalls würde er unweigerlich in die Irre laufen — so wie der Kapitän und die anderen. Sie hatten wohl, wie Holt vermutete, einen Weg durch die Seitentunnels gewählt und waren verhungert, bevor sie den Rückweg finden konnten. Holt wollte nicht den gleichen Fehler begehen. Er nahm sich vor, nach zwei Wochen wieder nach oben zu gehen, um bei Sunderland einen neuen Vorrat an Lebensmitteln zu besorgen.

Ihm war, als seien bereits Stunden vergangen, und immer noch folgte er der gewundenen Rampe nach unten, einer endlosen Wand aus grauem Stein entlang, nur schwach vom blauen Licht des Helmes aufgehellte. Er kam an zahllosen Höhlenöffnungen vorbei, die wie aufgesperrte, schwarze Mäuler nach ihm zu schnappen schienen. Holt fing in der immer stickiger werdenden Luft an zu keuchen. Um ihn herum war nichts als Gestein, und trotzdem drang durch die Höhlen ein scharfer Gestank von Fäulnis. Holt versuchte, nicht darauf zu achten.

Endlich gelangte er an das Ende des Spiralganges. Vor ihm waren drei Torbögen in den Fels gebrochen, hinter denen drei steil abfallende Treppen in verschiedene Richtungen abzweigten. Die Füße taten ihm weh. Er setzte sich auf den Boden, zog die Stiefel aus, holte ein langes Stück Räucherfleisch aus dem Rucksack und fing

an zu essen.

Ohne die Geräusche seiner Schritte war es totenstill. Es sei denn ... Er lauschte angestrengt in die Dunkelheit. Ja. Er hörte etwas, vage, weit entfernt. Es klang wie ein Poltern. Er kaute weiter am Fleisch und versuchte, die Schallrichtung zu bestimmen. Nach einer Weile war er sicher, daß das Geräusch aus dem linken Treppengang kam.

Holt blieb sitzen, bis er aufgegessen hatte. Er leckte sich die Finger ab, zog die Stiefel an und stand auf. Mit dem Laser in der Hand ging er so leise wie möglich die Stufen hinunter.

Auch die Treppe verlief spiralförmig, jedoch enger und schmaler als die Rampe. Holt hatte kaum Platz, um kehrtzumachen. Abzweigungen gab es nicht, so konnte er sich wenigstens nicht verlaufen.

Das Geräusch wurde immer deutlicher, je tiefer er hinabstieg. Jetzt glaubte er, zwischen all dem Poltern ein Heulen herauszuhören. Dann, etwas später, kamen noch andere Laute hinzu. Holt glaubte, ein Jammern und Kläffen unterscheiden zu können.

Nach der letzten Kehre blieb er wie angewurzelt stehen.

Er stand im Fensterausschnitt eines seltsamen, grauen Gebäudes und blickte hinaus auf die Steinstadt. Es war Nacht, und am Himmel funkelten Tausende von Sternen. Unter sich sah er einen achteckigen Brunnen. Nicht weit davon entfernt tanzten sechs Dan'lai um einen Cedraner herum. Sie kicherten und kläfften wie von Sinnen und schlugen nach dem Wurmwesen, wenn es zu fliehen versuchte. Es saß in der Falle, wand sich verwirrt hin und her, jammerte erbärmlich und fuchtelte mit den Kampfklaunen. Die riesigen violetten Augen leuchteten

hell.

Einer der Dan'lai hielt etwas in der Hand. Langsam klappte er es auf: ein Messer mit schartiger Klinge. Ein zweites tauchte auf. Ein drittes. Jeder der Fuchsmenschen hatte nun ein Messer gezückt. Sie grinsten sich gegenseitig zu. Einer von ihnen fiel dem Cedraner in den Rücken, die Klinge blitzte silbrig auf, und Holt sah, wie aus einer langen Wunde im kreideweißen Fleisch des Cedraners schwarze, eitrige Lymphe sickerte.

Das Wurmwesen stieß einen markerschütternden Schrei aus und drehte sich langsam um. Leichtfüßig sprang der Dan'la zurück, doch die Kampfscheren des Ungeheuers waren schneller, als er gedacht hatte. Der Fuchsmensch wurde gepackt und in die Luft gehoben. Er jaulte auf und trampelte wie wild mit den Beinen. Aber dann schnappte die Schere zusammen, und der Fuchsmensch fiel in zwei Teile durchtrennt zu Boden. Die anderen schlossen keifend den Kreis und bedrohten den Cedraner mit schwingenden Messern. Die Scheren peitschten nach vorn, und ein zweiter Dan'la klatschte geköpft in den Brunnen. Inzwischen hatten zwei andere Dan'lai die zuckenden Tentakel des Cedraners gekappt. Ein dritter rammte sein Messer bis zum Heft in den wurmartigen Rumpf. Die Fuchsmenschen waren außer sich. Ihr wütendes Kläffen übertönte das Jammern des Cedraners.

Holt hob den Laser, zielte auf den nächsten Dan'la und drückte den Auslöser. Rotes Licht spritzte aus der Waffe.

Ein Vorhang fiel vor das Fenster und versperrte die Sicht. Holt riß ihn zur Seite und blickte in eine niedrige Kammer, von der mehrere Tunnel in verschiedene Richtungen abzweigten. Keine Dan'lai, kein Cedraner. Holt war tief unter der Stadt. Das einzige Licht stammte

von seinem Helm.

Langsam und leise trat Holt in die Kammermitte. Er sah, daß die Hälfte der Tunnelmündungen zugemauert war. Aus einem der offenen Schächte wehte ihm kalter Wind entgegen. Er folgte diesem Schacht über eine lange Strecke und stieß schließlich auf einen riesigen Stollen, in dem rotglühender Nebel hing, einem Meer aus Feuertröpfchen gleich. Der Stollen setzte sich nach beiden Seiten scheinbar endlos fort. Zahllose Tunnelöffnungen, schwarz wie der Tod, klafften in den Wänden.

Holt ging einen Schritt hinaus in den roten Nebel, drehte sich aber dann wieder um und brannte eine Markierung in den Steinboden des Schachts, aus dem er gekommen war. Jetzt erst machte er sich auf den Weg durch den Stollen, vorbei an der langen Reihe von einmündenden Tunnels. Trotz des dichten Nebels war die Sicht frei, und Holt sah, daß der riesige Stollen leer war — zumindest der Teil, den er überblicken konnte.

Lautlos ging er weiter, fast wie in Trance. Die Angst schien verflogen zu sein. Plötzlich zuckte aus einer Tunnelöffnung weit vor ihm weißes Licht auf. Holt rannte los, doch bevor er den halben Weg zurückgelegt hatte, war nichts mehr zu sehen. Trotzdem, Holt wollte der Sache auf den Grund gehen.

Er bog in die schwarze Höhle ein und gelangte nach wenigen Metern an einen Torbogen. Er blieb stehen.

Vor dem Tor lag eine hohe Schneewächte und dahinter ein Wald, dessen graue Bäume durch ein zartes Eisgeflecht miteinander verbunden waren. Schon der leiseste Hauch schien dieses Kunstwerk zerstören zu können. Im Windschatten der Äste blühten blaue Eisblumen. Sterne funkelten vom klaren Himmel, und

auf einer Anhöhe, weit hinten am Horizont, entdeckte Holt die Holzpalisaden und verwinkelten Mauern seines Heimathauses.

Lange blieb er unter dem Torbogen stehen und blickte, in Erinnerungen schwelgend, nach draußen. Eine eisige Böe wehte ein paar Schneeflocken in den Schacht und ließ Holt vor Kälte zittern. Dann drehte er sich um und ging zurück in den roten Nebel des Stollens.

Sunderland wartete vor dem Schachteingang, eingehüllt vom schallschluckenden Nebel. »Michael!« sagte er mit normal lauter Stimme, aber Holt hörte bloß ein Flüstern. »Du mußt unbedingt zurückkommen. Wir brauchen dich, Michael. Ich kann nicht an meinen Karten weiterarbeiten, wenn du nichts zu essen besorgst. Und Alaina und Takker ... Du mußt zurückkommen!«

Holt schüttelte den Kopf. Der Nebel braute sich plötzlich zusammen, wurde immer dichter, und bald war Sunderlands stämmige Gestalt nur noch schemenhaft zu erkennen. Als wenige Augenblicke später die Luft wieder aufklarte, sah sich Holt nicht mehr Sunderland, sondern dem Schuppenaufseher gegenüber. Das Ungeheuer stand schweigend da, die weißen Tentakel vibrierten auf seiner Kopfblase. Es wartete. Holt wartete.

Auf der anderen Seite des Stollens tauchte plötzlich aus einem der Tunnels schwaches Licht auf, das sich zu beiden Seiten hin auffächerte, wellengleich durch den Nebel der langen Halle strömte und eine Höhlenöffnung nach der anderen aufleuchten ließ — hier in dunklem Rot, da in strahlendem, bläulichem Weiß und dort in einem Gelb, so warm wie das Licht der Heimatsonne.

Der Schuppenaufseher drehte sich schwerfällig um und ging den Stollen hinunter. Die blauschwarzen Fettrollen schwappten mit jedem Schritt auf und ab. Zum Glück

schluckte der Nebel seinen beißenden Körpergeruch. Holt folgte. Mit dem Laser im Anschlag.

Je tiefer sie in den Stollen vordrangen, desto höher hob sich das Deckengewölbe, und Holt stellte fest, daß die Öffnungen der Seitenhöhlen von Mal zu Mal größer wurden. Plötzlich trat ein fleckiges Wesen, so plump wie der Schuppenaufseher, aus einem der Tunnels, durchquerte den Stollen und verschwand in einer anderen Höhle.

Die beiden blieben vor einer schwarzen Tunnelöffnung stehen, die doppelt so hoch wie Holt war. Der Schuppenaufseher wartete. Holt hob den Laser, ging hinein und gelangte wieder an ein Fenster — oder vielleicht war es auch ein Bildschirm. Holt starrte hinaus auf ein tosendes Chaos aus Farben und Geräuschen. Sein Kopf dröhnte und fing an zu schmerzen, als sich das Bild mit einem Male stabilisierte. Vier Dan'lai saßen mit übergestülpten Glaskronen um einen Sprungantriebzylinder herum. Jedoch ... jedoch... das Bild war irgendwie verschwommen. Da waren geisterhafte Schatten, ein zweites Bild schien die Szene zu überlagern. Und dann sah Holt ein drittes, ein viertes, und plötzlich brach alles auseinander. Statt dessen tauchte eine endlose Spiegelgalerie vor Holts Augen auf. Unzählige Dan'lai saßen in Reih und Glied übereinander, teilweise ineinander verschoben und auf einen Fluchtpunkt hin zusammenschrumpfend. Alle führten die gleichen Bewegungen aus — nein, *fast* alle (denn hier und da machten sich Spiegelbilder selbständig). Sie nahmen die leergelaufenen Glaskronen vom Kopf, blickten zum jeweiligen Nachbarn hinüber und fingen an zu kichern. Das wilde, kläffende Lachen schien kein Ende nehmen zu wollen, und in den Augen sprühte der

Wahnsinn. Dann buckelten alle (nein, *fast* alle) Fuchsmenschen die schmalen Schultern, wodurch sie noch bedrohlicher, noch tierischer wirkten als sonst.

Holt kehrte zurück in den Stollen und folgte dem Schuppenaufseher, der auf ihn gewartet hatte.

Andere Gestalten tauchten jetzt in der langen Halle auf, huschten durch den rötlichen Nebel. Solche, die dem Schuppenaufseher ähnlich sahen, schienen in der Überzahl zu sein. Aber Holt entdeckte auch einen offensichtlich verirrt und verängstigten Dan'la, der von einer Seitenhöhle zur nächsten stolperte. Wesen, halb Mensch, halb Libelle, glitten lautlos über ihre Köpfe hinweg. Ein dünnes, großes Etwas verbarg sich unter einem flackernden Lichtschleier. Andere Erscheinungen waren zwar nicht so gut zu sehen, dafür aber hautnah zu spüren. Hin und wieder kamen knochige Zweibeiner mit schillernden Gewändern daher, gefolgt von hundeähnlichen, grauen Tieren, die dem Gesichtsausdruck nach intelligente Wesen zu sein schienen.

Dann glaubte Holt, einen Menschen zu entdecken, einen sehr elegant aussehenden Mann in Offiziersuniform. Holt versuchte, genauer hinzusehen, lief auf die Erscheinung zu, verlor sie aber im glühenden Nebel aus den Augen. Als er sich umdrehte, war der Schuppenaufseher verschwunden.

Holt steuerte auf den nächsten Tunnel zu, der wie der erste mit einem Torbogen abschloß und von erhöhtem Standpunkt aus den Blick auf eine weite, mit Backsteinen gepflasterte Ebene freigab, die von einem tiefen Spalt durchbrochen war. Mitten in dieser Einöde lag eine Stadt aus weißgekalkten, rechtwinklig angelegten Gebäuden. Irgendwie kam Holt dieser Ort bekannt vor. Er erinnerte

sich an Cains Schilderungen von Städten, die die Hrangans in den vom Krieg verwüsteten Gebieten zwischen Erde und Randzone gebaut hatten.

Zögernd streckte Holt eine Hand nach draußen, zog sie aber gleich wieder zurück. Die Luft über der Ebene war sengend heiß. Jetzt erst wurde ihm mit aller Deutlichkeit bewußt, daß er nicht auf einen Bildschirm schaute, genausowenig wie bei seinem ersten Ausblick auf Ymir.

Er ging zum Stollen zurück und blieb nachdenklich vor dem Tunnaleingang stehen. Lebewesen, die er nie zuvor gesehen hatte, glitten lautlos durch den Nebel, ohne voneinander Notiz zu nehmen. Bestimmt ist auch der Kapitän hier unten, dachte Holt. Und Villareal und Susie Benet, und vielleicht sogar die restliche Mannschaft. Oder ... oder womöglich waren sie hier *gewesen* und jetzt irgendwo anders. Vielleicht hatten auch sie hinter einem Torbogen ihre Heimat gesehen, vielleicht waren sie für immer dorthin zurückgekehrt. Holt fragte sich, ob es möglich war, den Torbogen von beiden Seiten zu passieren.

Der Dan'la tauchte wieder auf, aber im Vergleich zu vorhin wirkte er sehr wacklig auf den Beinen. Holt sah, daß er uralte war. Den tastenden Bewegungen nach zu urteilen, mußte er blind sein, und trotzdem, seine Augen schienen gut genug sehen zu können. Holt beobachtete auch die anderen und beschloß, ihnen zu folgen. Manche wagten sich durch die Tore nach draußen und wanderten tatsächlich in die darunterliegenden Landschaften hinaus. Holt sah die ullischen Welten in all ihrer verschwenderischen Pracht, und Ul-mennaleith, die sich zum Gebet versammelten ... er sah die sternlose Nacht und die trübseligen Bewohner von Darkdawn, hoch oben in der Randzone ... und Huul, den goldenen Planeten (es

gab ihn also wirklich)... und die Geisterschiffe, die aus dem Inneren kamen; und die Kreischer von den schwarzen Welten des Außenarms; und uralte Rassen, die ganze Planeten überdachten; und viele andere Welten, die Holt selbst in seinen kühnsten Träumen nicht für möglich gehalten hatte.

Er ließ sich jetzt nicht mehr von anderen führen, sondern ging auf eigene Faust durch die Gänge und stellte fest, daß die Aussicht von ein und demselben Tor wechseln konnte. Er stand unter einem quadratischen Portal. Vor ihm lagen die riesigen Ebenen von ai-Emerel, und Holt mußte an den alten Cain denken, der wohl sehr weit gereist war, aber nicht weit genug. Holt sah die Emereli-Türme und wünschte, er könnte sie aus nächster Nähe betrachten. Plötzlich gab das Tor den Blick auf einen der Türme frei. Genauso unerwartet tauchte der Schuppenaufseher neben ihm auf, und Holt starrte in sein profilloses Gesicht. Dann steckte er den Laser weg, lüftete den Helm (er hatte zu glühen aufgehört — seltsam, warum war es ihm nicht vorher aufgefallen?) und trat hinaus.

Er stand auf einem Balkon aus schwarzem Emereli-Metall, und kalter Wind fuhr ihm durch die Haare. Die untergehende Sonne überschüttete den Himmel mit rotgelbem Licht. Am Horizont ragten andere Türme auf, und Holt wußte, daß jeder einzelne eine Millionenstadt war. Aber von seinem Standpunkt aus wirkten sie eher wie lange, schwarze Nadeln.

Eine Welt. Cains Welt. Holt fragte sich, wie sie wohl vor zweihundert Jahren, in Cains Jugend, ausgesehen haben mochte. Aber auch das würde er herausfinden.

Holt nahm sich fest vor, bald zurückzukehren, um Sunderland, Alaina und Takker-Rey von seinen

Entdeckungen zu berichten. Er würde sie durch die Tunnel der Steinstadt und schließlich nach Hause führen. Ja, das würde er tun. Aber erst später. Zuerst wollte er ai-Emerel besuchen, dann die Erde und die Mutanten von Prometheus. Ja.

In der Steinstadt verstreicht die Zeit nur langsam. Aber noch langsamer tickt sie in den darunterliegenden Höhlen, dahin, wo die Erbauer ein Netz aus Raum und Zeit geknüpft haben. Trotzdem, die Zeit läuft unerbittlich weiter. Die großen grauen Gebäude sind zerfallen, so wie die Pyramiden und die pilzförmigen Türme. Von den Windwällen ist nichts übriggeblieben, und seit Jahrtausenden schon landen keine Schiffe mehr auf dem Raumhafen. Die Ul-mennaleith sterben aus. Die letzten ihrer Rasse sind unscheinbar und scheu. Gepanzerte Hüpftiere folgen ihnen auf Schritt und Tritt. Das Volk der Dan'lai ist nach tausend Jahren Blütezeit, die dem Sprungantrieb zu verdanken war, in die Barbarei zurückgefallen. Die Kresh sind aus dem All verschwunden, die Linkellars wurden versklavt, und die Geisterschiffe haben sich immer noch nicht zu erkennen gegeben. Das Reich der Damoosh geht seinem Ende entgegen, doch die Weisheitspools leben weiter, sind in nachdenkliches Schweigen versunken und warten auf Fragen, die keiner mehr stellt. Neue Rassen bevölkern die Welten, alte wachsen und machen große Veränderungen durch. Kein Mensch hat die Galaxismitte erreicht.

Die Sonne der Durchgangswelt verliert an Kraft.

In den leeren Tunnels unter den Ruinen wandert Holt von Stern zu Stern.

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Michael Windgassen

STARLADY

Am Tag, als alles begann, war er abends noch spät aus und machte einen Spaziergang fern von der Plaza im Dockviertel, nicht weit vom oberen Ende des Concourses. Es war Nacht; die großen hochangebrachten Lichtpaneele waren erloschen, Wandlaternen waren hier selten und schummrig. Woanders, nur eben den Concourse hinunter, war die Silver Plaza voller Leben mit Musik, vielfarbigen Lichtblitzen, und Freudenrauch strömte durch die Luftkanäle. Aber Hairy Hal wanderte durch die Dunkelheit, durch stille Hallen voll verlassener, beladener Waggonen, vorbei an düsteren Warenstapeln. Hier, in der Nähe der Docks, war Thisrock anders, als die Imperialen es gekannt hatten. Die Korridore nahe der Plaza waren voller Läden und gestaltetem Kunststoff; die Wände des Concourses waren mit Sprüchen, Slogans und Obszönitäten bedeckt. Aber hier, hier waren die einzigen Zeichen auf dem schimmernden Durallit die Korridornummern, die die Männer des Federal Empire hinterlassen hatten. Hairy Hal wußte, daß sich Geschäfte woanders abspielten. Aber für diese Nacht hatte er seine Geschäfte aufgegeben, und er war hier.

Aus diesem Grund hörte er das Wimmern.

Warum er ihm folgte, stand auf einem anderen Blatt. Die Starslums waren voller Wimmern und Schreien, Rufen und Klagen. Hairy Hal war ein Kind der Starslums, und er kannte die Regeln. In dieser Nacht jedoch brach er sie.

In der Schwärze eines Querkorridors, an einige Verschläge gelehnt, fand er Crawney und seine Leute mit ihren Opfern. Eines der Opfer war ein Junge. Er stand im Schatten, aber Hal konnte einen schlanken, graziösen

Körper und seine Augen erkennen. Die Augen waren riesig. Bei ihm war eine junge Frau, vielleicht war sie noch ein Mädchen. Sie stand mit dem Rücken an der Wand unter einer gelben Wandlaterne. Ihr Gesicht war blaß, verängstigt. Dunkles Haar fiel ihr über die Schultern; es war also klar, daß sie von einer anderen Welt stammte.

Crawney stand ihnen gegenüber, ein kurzer, dünner Mann mit schwarzen und roten Schädelstreifen und einem Mund voller zu weit vorstehender Zähne. Er war in weichen Kunststoff gekleidet und arbeitete für den Marquis. Hal kannte ihn selbstverständlich.

Crawney war unbewaffnet. Aber jeder der beiden, die ihn begleiteten, diese ruhigen Riesen, trug einen dunklen Stab und ließ ihn anmutig hin und her schwingen. Stachelstöcke. Ihre Opfer hielten sie in eine Ecke gedrängt.

Hairy Hal kniete unbemerkt in der Dunkelheit und beobachtete das Ganze. Es war eine unerfreuliche Geschichte, aber er hatte sie schon oft gesehen.

Crawney stieß leise Drohungen aus, mit milder, undeutlicher Stimme. Die Frau bettelte. Der Blitz eines Stachelstockes, ein Schrei von dem Jungen. Dann ein Wimmern, als er zusammengekrümmt auf dem Boden lag. Der nächste Stachelstock sauste nieder, ein Schlag auf den Kopf, das Wimmern verstummte. Zum Schluß noch zwei Vergewaltigungen. Crawney sah lediglich amüsiert zu. Anschließend nahmen sie alles an sich und ließen das Mädchen weinend neben dem Jungen liegen.

Hairy Hal wartete noch lange, als sie gegangen waren, bis sogar das Echo ihrer Schritte auf dem Korridor nicht mehr zu hören war. Dann erhob er sich und ging zu der Frau hinüber. Sie war nackt und verwundbar. Als sie ihn

sah, stieß sie einen kleinen Schrei aus und versuchte aufzustehen. Also lächelte er sie an. Das war ein weiteres Markenzeichen von ihm; sein Lächeln. »Nun, nun, Starlady«, sagte er. »Ruhig. Hal tut dir nichts. Dein Freund scheint Hilfe zu brauchen.«

Während sie ihm mit weit aufgerissenen Augen zusah, kniete er neben dem Jungen nieder und rollte ihn in den Schein der Wandlaterne. Der Junge war vor Schmerz in Ohnmacht gefallen, aber nicht weiter verletzt. Das bemerkte Hal jedoch kaum. Er starrte ihn an.

Der Junge war golden.

Niemals hatte Hal je so einen Jungen gesehen. Seine Haut war von einem sanften, weichen Gold, sein Haar schimmerte silbrigweiß. Die Ohren waren elfenhaft, spitz und zart geformt, die Nase klein und gut geschnitten. Ein Mensch? Hal wußte es nicht. Aber er wußte, daß es keine Rolle spielte. Alles, was wichtig war, waren Schönheit und strahlende Unschuld. Hal hatte seinen Golden Boy gefunden.

Die Frau hatte inzwischen das, was Crawney von ihrer Kleidung übriggelassen hatte, angezogen. Sie stand auf. »Was kannst du tun?« fragte sie. »Ich bin Janey Small vom Rhiannon. Unser Schiff...«

Hal sah zu ihr auf. »Nein, Starlady«, sagte er. »Es gibt kein Schiff mehr. Crawney hat eure Namensschilder, und der Marquis wird sie verkaufen. Irgendein Insider wird Janey Small vom Rhiannon sein. Klar? So was passiert nun mal jeden Tag. Starlady hätte auf dem Concourse bleiben sollen.«

»Aber...« begann die Frau, »wir müssen zu jemandem. Ich meine, der Mann mit den Streifen auf dem Kopf hat gesagt, er würde uns guten Stoff zeigen. Er heuerte die beiden als Leibwache für uns an. Kannst du uns zur

Polizei bringen?«

Ihre Stimme war beherrscht, ruhig, und die Tränenspurten auf ihrem Gesicht waren getrocknet. Sie erholte sich schnell. Hal bewunderte sie.

»Starlady ist auf Thisrock gelandet«, meinte er. »Keine Polizei hier. Nichts. Hättet besser richtige Leibwache angeheuert. Vernünftige Jungs hätten dir schon beigestanden. Crawney hat statt dessen zugeschlagen. Starlady war kein Prometheaner, kein Insider, ohne Schutz, wahrscheinlich vierte Klasse gereist, was?« Er brach ab, und sie nickte. »Also, Crawney wollte eure Schildchen. Starlady war dumm, leichte Sache.« Hal blickte auf Golden Boy hinunter, dann wieder die Frau an. »Gehört der zu dir?« fragte er.

»Ja. Nein.« Sie schüttelte den Kopf. »Nicht genau. Er war auf dem Schiff. Niemand konnte ihn verstehen, und niemand schien ihn zu kennen oder zu wissen, woher er kam. Er fing an, mir nachzulaufen. Ich weiß nicht viel über ihn, aber er ist gut, freundlich. Was wird jetzt mit uns?«

Hal zuckte die Schultern. »Hilf mit, Golden Boy über Hals Schultern zu legen. Komm mit, nach Hause!«

Hairy Hals Zuhause: Eine 4-Zimmer-Wohnung nahe des Concourse, dicht bei der Silver Plaza. Das war gut fürs Geschäft. Die Tür war aus schwerem Durallit. Ein großes, quadratisches Zimmer, entlang einer Wand eine niedrige Couch, gegenüber eine Einbauküche. Über der Couch Regale mit Büchern und Tonbändern. Für einen aus den Starslums war Hal ein Intellektueller. Hairy Hal ließ Golden Boy, der noch immer ohnmächtig war, auf die Couch fallen und setzte sich dann an den Tisch. Er deutete auf einen zweiten Stuhl, und Janey setzte sich

ebenfalls. Dann — noch bevor einer von ihnen ein Wort sagen konnte — betrat Mayliss den Raum.

Mayliss war sehr groß, sehr königlich; schlanke Beine, große Brüste und ein sehr hartes Gesicht mit kleinen grünen Augen. Sie bemalte ihren Kopf hellrot, um die Leute wissen zu lassen, was sie war. Und sie war eins von Hals Mädchen. Im Augenblick war sie sein einziges Mädchen.

Sie blieb unter der Tür zu ihrem Schlafzimmer stehen, betrachtete Janey und Golden Boy und blickte dann zu Hal. »Erzähl!« sagte sie.

Also erzählte Hairy Hal. »Starlady wurde niedergeschlagen«, berichtete er ihr. »Crawney hat 'ne Leibwache engagiert, um die Schildchen zu klauen, dann haben sie ihm eins über- und sie durchgezogen.« Er zuckte die Schultern.

Ihre Miene verhärtete sich. »Und Hairy Hal hat die ganze Zeit zugesehen, was? Ohne einen Finger krumm zu machen?« Sie seufzte. »Nicht wahr?«

»Schon gut, Mayliss«, brummte Hal. Er wandte sich wieder Janey Small zu und lächelte sein Lächeln. »Starlady weiß, was jetzt kommt?« fragte er.

Janey fuhr sich mit der Zunge über die Lippen, sie zögerte. Schließlich meinte sie: »Wenn es hier wirklich keine Polizei gibt, nehme ich an, daß wir für eine Weile hier bleiben werden.«

Hal nickte. »Gut so. Denk daran, sonst könnte dir was passieren. Auf Thisrock passiert leicht etwas, anders als auf Rhiannon. Schau!« Während er noch sprach, griff er mit seiner linken Hand quer über seinen Körper nach einem Zipfel seines schweren grünen Umhangs und schlug ihn über die Schulter zurück. Dann packte er seinen rechten Arm am Handgelenk und hob ihn auf den

Tisch.

Janey Small schnappte nicht nach Luft, sie war eine starke Frau, diese Janey Small. Sie schaute nur. Hairy Hals rechter Arm war kaum noch so zu bezeichnen. Er bog und drehte sich an einem halben Dutzend Stellen, an denen sich ein Arm nicht biegen sollte, und er war streichholzdünn. Die Haut war von einem rötlichen Schwarz die Hand eine verschrumpelte Klaue. Hal schloß seine Faust, so wie sie dalag, und der Arm zitterte fürchterlich.

Als sie schließlich genug gesehen hatte, nahm er den Arm mit seiner linken Hand wieder vom Tisch.

Dann lächelte er sie an. »Es passiert leicht etwas«, wiederholte er.

Sie kaute an ihrer Lippe. »Kannst du ihn nicht wieder richten lassen?«

Er lachte. »Starlady, auf Rhiannon — wahrscheinlich. Wahrscheinlich könnten es Prometheaner auch. Aber Hal ist hier, und während des Zusammenbruchs hat Thisrock eine Menge vergessen. Nein. Noch nicht einmal, wenn Hal ein Insider wäre, und Hal *ist* kein Insider. Hairy Hal ist ein Starslum-Zuhälter.«

Janeys Augen wurden groß. »Das interessiert mich nicht«, sagte sie. »Du bist besser als diese anderen. Du hast uns geholfen.«

Hinter ihm lachte Mayliss. Hal beachtete sie nicht. »Paß auf, Starlady«, sagte er und grinste. »Hör zu und lerne, und zwar: schnell! Starslumer helfen niemandem, es sei denn, sie hätten etwas davon. Hal ist kein Held, hat noch nicht einmal versucht, bei dem Überfall einzugreifen, klar? Aber Hal macht dir ein gutes, ordentliches Angebot, also hör dir an, was er zu sagen hat: Starlady und Golden Boy können bis Tagesanbruch

bleiben. Wenn es wieder hell wird, müssen sie verschwinden. Entweder sie hauen ab und versuchen es auf eigene Faust, dann viel Glück, oder ...«, er sah sie fragend an, » ... sie bleiben und arbeiten für Hal.«

Dann hob er seinen rechten Arm, der schlotterte und zitterte, ohne seine linke Hand zu benutzen. Er schlug mit einem dumpfen Laut auf dem Tisch auf. Wieder lachte Mayliss.

»Hairy Hal war mal gut mit dem Lichtdolch«, sagte er, während er seinen Arm mit der gesunden Hand streichelte. »Trotzdem ... Entscheide dich.«

Nun, ich habe Ihnen ja gesagt, er war kein Held. Janey's Gesicht nahm einen ungläubigen Ausdruck an, als sie Hals Worten lauschte. Dann begann sie, ohne es zu wollen, zu weinen. Mayliss lachte noch immer, aber Hals Lächeln verschwand. Er zuckte die Schultern, schüttelte den Kopf und ging zu Bett.

Nach einiger Zeit versiegteten die Tränen, und Janey war allein, sie betrachtete die durch den Raum rasenden pinkfarbenen Schatten. Nach einer geraumen Weile wanderte ihr Blick zu Golden Boy, der auf der Couch schlief. Sie ging zu ihm hin und rollte sich so auf dem Fußboden zusammen, daß ihr Gesicht ganz nah an seinem war. Sie streichelte sein silbernes Haar und lächelte ihn an. Sie dachte nach.

Aber sie hatte natürlich gar keine Wahl. Bei Tagesanbruch gab Janey Hal die Antwort, die sie geben mußte.

Er lächelte sie an. Sie lächelte nicht zurück. »Du wirst auf der Silver Plaza arbeiten«, erklärte er ihr, während er ihr gegenüber am Tisch stand und seinen Kunststoffgürtel schloß. »Starlady ist frisch und jung und riecht nach Sternen, und so was ist gut fürs Geschäft.

Mayliss wird den Concourse nehmen. Hal wird dich heute herumführen und dir die Regeln erklären. Hör zu!«

Sie sah zur Couch hinüber. »Und was ist mit dem Jungen?«

»Mayliss!« schnaubte Hal. Er winkte ab, als sie auf ihn zukam. »Bleib hier und füttere Golden Boy, sei nett zu ihm, wenn er nicht will, und laß ihn nicht weg. Hal hat noch Pläne mit Golden Boy.« Er ging zurück in sein Schlafzimmer.

Mayliss sah finster zu, wie er die Tür schloß, und wandte sich dann an Janey. »Warum verschwindest du nicht, Raumschiffmieze?« fragte sie. »Geh zurück auf dein Schiff. Du kommst hier nicht an, und Hairy Hal kommt selbst nicht mal gut an. Du und Golden Boy, ihr werdet schon merken, was ihr davon habt, wenn ihr den Unsinn glaubt, den er verzapft.«

Hal kam wieder aus dem Schlafzimmer, bekleidet mit einem schwarzen Hemd und seinem Umhang. »Vergiß es, Rotschopf«, meinte er zu Mayliss. Dann zu Janey: »Erste Lektion, paß auf!« Er griff unter sein Cape, und als seine Hand wieder zum Vorschein kam, hielt sie einen fingerlangen Stab aus schwarzem Metall. »Lichtdolch«, erklärte er ihr. Er machte irgendeine Bewegung mit seinem Daumen, plötzlich ein Summen, und ein fußlanger blauer Lichtschein schoß aus seiner Faust hervor. »Sie werden, hm, nicht hier hergestellt. Sie kommen auf Schiffen. Diese Superklinge schneidet alles außer Durallit, und es ist eine schnelle und saubere Sache. Hal war einmal gut damit, jetzt ist er zwar nicht mehr so gut, aber immer noch besser als die meisten anderen. Dies ist dein Schutz, Starlady. Aus diesem Grund wird dir niemand mehr etwas tun. Hal führt dich heute rund um die Plaza, daß alle es mitkriegen. Morgen

wird dir kein Mensch zu nahe kommen.«

»Außer dem Marquis«, sagte Mayliss. Ihre Stimme war schneidend. »Außer dem Marquis und Crawney und Stumblecat und jedem anderen Schwarzsädel, der dich will. Sie bekommen dich umsonst, Starlady, und sie machen alles mit dir, was sie wollen, und Hal wird keinen Finger rühren. Stimmt's, Hairy Hal? Mach ihr das klar.«

Eine Handbewegung von Hairy Hal — die geisterhafte Klinge blitzte auf und verschwand unter seinem Umhang. »Zieh dich an, Starlady!« befahl er Janey. »Nimm irgendwas von Mayliss' Sachen, was dir gefällt, und mach es für dich passend.«

»Moment mal«, begann Mayliss, doch Hal hob die Stimme und brüllte sie nieder.

»Du nimmst, was du willst, Starlady«, erklärte er. »Laß deine Haare, wie sie sind, damit man weiß, daß du für Hal arbeitest, aber binde irgendwas Rotes in dein Haar, damit man weiß, daß du arbeitest.«

Kurz darauf verließen sie Mayliss und Golden Boy und gingen auf die Straße, den Concourse hinunter in Richtung auf die Plaza. Janey Small trug ein rotes Stirnband und ein spinnwebfeines, enganliegendes Gewand. Ihr Gesicht war kühl und blaß. Sie sprach nicht. Ausschließlich Hal redete, Hal in Schwarz und Grün, der lächelte und seinen Arm um Janey legte.

Der Concourse war bereits überfüllt, Hal zog Janey zu einer Imbißstube, nickte dem Mann hinter der Theke zu, und beide aßen knuspriges braunes Brot und Käsewürfel. Janey stützte die Ellbogen auf die Theke. Hal legte einen Arm um sie, streichelte ihre Schulter und deutete mit den Augen auf die Leute.

»Der da ist ein Dieb«, erzählte er ihr, »und der verkauft

Träume, und der andere mit den weit aufgerissenen Augen und dem abwesenden Ausdruck, nun, der kauft die Träume. Der da ist auch Zuhälter, aber seine Mädchen sind alt und runzelig. Und das ist Bad Tanks, dem ein Laden in der Nähe der Plaza gehört. Iß niemals dort, denn er streut Stoff aufs Brot, um neue Träumer zu schaffen. French handelt mit Freudenrauch, er ist fix, du kannst ihm vertrauen, aber Gallis verkauft nur schlechtes Zeug.«

Sie gingen zusammen den Concourse hinunter, vorbei an den staubigen Kunststoffwänden und zahllosen Geschäften, vorbei an dicken, halbnackten Mädchen mit rasierten roten Schädeln, die sie beleidigt anstarrten, vorbei an hochnäsigen Jugendlichen mit Stachelstöcken, die sich in sicherer Entfernung von Hal hielten. Die ganze Zeit über schwieg Janey Small, während Hal mit seinen Lektionen fortfuhr.

»Da, wo die blauen Vorhänge sind, wohnt Augusty«, erzählte er ihr. »Er vermietet dir Leibwachen, denen du trauen kannst. Aber nimm dir niemals, niemals eine Wache von Lorreg, er ist schlimmer als Crawney, hat aber nur halb soviel Hirn. Der Dicke mit den grünen Sternen auf dem Kopf? Ein Zuhälter, aber in Ordnung. Wenn mir etwas zustößt, geh zu ihm. Dark Edwards ist ebenfalls Zuhälter, ja, aber wag dich nur ja nicht in seine Nähe, er war mal ein hohes Tier. Da drüben kannst du dich mit Religion beschäftigen, falls du von der Sorte bist, die gern im Dunkeln munkeln. Der Typ in dem Silberanzug hat nicht mehr lange zu leben, er redet zuviel und zu laut, er wird schon bald einen Stachelstock auf seinem Hintern spüren.«

Sie erreichten die Silver Plaza; einen weiten, offenen Platz am Ende des Concourses, hoch oben eine

Überdachung, aus der silbernes Licht strömte, Reihen von Galerien und Geschäften. Überall ertönte Musik, eine Tanzgruppe wirbelte durch die Straßen. Hal bahnte sich einen Weg zu den Tänzern, Janey folgte ihm. Lächelnd sah er dem Treiben zu. Eine der Frauen, eine Haremsdame mit scharlachroten Schleiern, kam auf ihn zu, blieb stehen und grinste ihn an. Er griff unter seinen Umhang und drückte ihr etwas in die Hand. Sie grinste wieder und entfernte sich tanzend.

»Was hast du ihr gegeben?« fragte Janey, ihre Neugier schlecht Verbergend, nachdem sie sich zu ihm durchgekämpft hatte.

»Eine Münze«, meinte Hal achselzuckend. »Die Tänzer stehen auf Hal. Vielleicht die nächste Lektion für dich. Dir wird nichts passieren, weil du bei Hal bist, klar? Aber auch du darfst niemandem etwas tun, verstanden? Glaub Hal, die Raumleute belohnen die Zuhälter, die Mädchen ohne die Hilfe von Schlägern vermitteln.«

Plötzlich verstärkte sich der Druck seines Arms auf ihrer Schulter.

»Da«, sagte er, mit seinem Kinn die Richtung andeutend. »Dort kommen zwei weitere Lektionen für Starlady zusammen anspaziert.«

Sie schaute in die Richtung, die er angab. Ein Mann und eine Frau bahnten sich langsam ihren Weg über die Plaza. Der Mann war blond und breitschultrig, bekleidet mit einem bodenlangen dunklen Gewand mit schwerer Goldverzierung. Die Frau hatte bräunliche Haut, im Nacken geknotetes schwarzes Haar, und sie trug eine hellgrüne Uniform.

Janey schaute immer noch, als sie plötzlich die Stimme hinter sich hörte. »Der Mann ist einer der führenden Einwohner von Thisrock«, sagte die Stimme

mit einem weichen, angenehmen Tonfall. »Wir nennen diese Leute Insider. Die Frau ist natürlich ein Offizier von einem prometheanischen Raumschiff. Ich nehme an, daß du das weißt, Kleines. Und deine Lektion sollte, glaube ich, sein, daß sowohl Insider als auch Prometheaner mit gebührendem Respekt behandelt werden müssen. Es sind mächtige Leute.«

Sie wandten sich um. Der Sprecher trug ebenfalls eine prometheanische Uniform, aber anders als die der Frau war seine fadenscheinig und geflickt. Er hatte sonst nichts weiter mit dem Raumschiffoffizier gemein oder mit sonst irgend jemandem in der Menge. Statt haarlos zu sein, waren sowohl sein Gesicht als auch seine Hände mit weichem, grauem Pelz bedeckt. Seine Ohren waren spitz, die Nase schwarz, die Augen katzenhaft. Er war tatsächlich ein Katzenmensch.

»Hallo, Hal!« sagte er mit einer sehr freundlichen Stimme, die des Stachelstockes, der an seinem Gürtel baumelte, spottete. Dann lächelte er Janey an. »Du hast jetzt jede Menge Fragen«, vermutete er. »Ich weiß alle Antworten. Erstens, ich spreche nicht wie alle anderen, weil ich nicht von Thisrock stamme, außerdem habe ich eine Erziehung genossen. Ich sehe nicht aus wie die anderen, weil ich genetisch manipuliert wurde. Ein Spiel, das sie mit den Niedriggeborenen auf Prometheus machen, weißt du. Die Veränderungen an mir waren nicht befriedigend, deshalb wurde ich hierhergeschickt. Aber einige Veränderungen wirken doch. So habe ich Hals letzte Bemerkung aus ziemlicher Entfernung gehört. Nun ja, das sollte fürs erste reichen.« Er lächelte. Seine Zähne waren sehr scharf.

Hal erwiderte das Lächeln nicht. »Janey Small«, stellte er vor und deutete auf sie. Janey stand wie erstarrt.

»Du stammst bestimmt von den Sternen«, meinte Stumblecat in seinem kultivierten Tonfall. »Wie um alles in der Welt bist du an Hal geraten?«

»Starlady war auf der Durchreise«, antwortete Hal scharf. »Sie heuerte falsche Leibwache an. Hörte auf Crawneys Geschwätz, wurde verprügelt und vergewaltigt. Jetzt gehört sie zu Hal.«

»Du hast es immer verstanden, Vorteile aus einer günstigen Situation zu ziehen, Hal«, stellte Stumblecat fest. Er lachte. »Ich werde an Starlady denken, wenn ich das nächstemal vorbeischaue. Sie könnte eine interessante Abwechslung sein.«

Hairy Hal war keineswegs belustigt, zeigte es jedoch nicht. Er zuckte die Schultern. »Immer die deine, Stumblecat.«

»Für einen Schwatz und ein Lächeln, Hal?«

Hals Gesicht war finster. »Für einen Schwatz und ein Lächeln, Stumblecat«, sagte er langsam.

Stumblecat lachte, streichelte Janey mit einer weichbepelzten Hand, dann wandte er sich um und ging.

Janey drehte sich mit brennenden Augen zu Hairy Hal um. »Ich war damit einverstanden, für dich zu arbeiten, weil du mir keine Wahl gelassen hast. Ich tue es nicht gern, aber ich erkenne die Situation, in der ich bin, nicht. Aber es war nicht davon die Rede, daß du mich an deine Freunde weiterreichst.«

Hal runzelte die Stirn. »Es ist auch noch nicht passiert. Hör dir jetzt die wichtigste Regel an, Starlady! Insider, Prometheaner, nun, behandle sie gut, mach ihnen Platz und laß sie Kunden sein. Niemand bekommt dich umsonst, außer den Schwarzschildern. Ja, Starlady. Wie die, die dich vergewaltigt haben. Guck nicht so entsetzt! Für sie tust du alles, sei nett, berechne nichts, es sei denn,

sie bieten dir Bezahlung an. Und ebenso für die Schwarzschildelbosse. Wie der Marquis, von dem Hal noch erzählen wird. Wie Crawney, der dich hat verprügeln lassen. Und Stumblecat. — He, Starlady, du siehst schockiert aus. Warum? Mayliss hat es dir gesagt, du wußtest es. Wahrscheinlich hast du Stumblecat für einen netten Kerl gehalten, was? Weil er so spricht wie du, nur besser. Starlady war wieder dumm. Erst vertraute sie Crawney, jetzt Stumblecat. Als nächstes wirst du wohl den Marquis selbst hätscheln; seine beiden Leutnants hast du schon.«

Seine gesunde Hand grub sich schmerzhaft in ihre Schulter, während er sprach. Die Leute in der Menge sahen schon zu ihnen hinüber. Janey war verängstigt, sie achtete nicht darauf.

»Was soll denn das ganze Gerede über meinen Schutz?« rief sie. »Wenn ich nicht mal davor sicher bin, warum soll ich das dann tragen?« Sie riß ihr Stirnband ab und hielt es ihm hin. Hal stand da und sah darauf hinunter. Als er sprach, war seine Stimme leise. »Vielleicht solltest du nicht«, meinte er achselzuckend. »Das ist deine Sache, Starlady. Hal zwingt niemanden.« Er lächelte. »Aber er ist besser als die anderen.« Janey starrte ihn schweigend an, den roten Fetzen in der Hand. Hal blickte auf den Boden und kratzte sich am Kopf. Und dann, in der unangenehmen Stille, näherte sich ein dritter.

Er war kurz, schwer und von einer anderen Welt, seine Kleidung war kostspielig. Seine Augen wanderten ständig hin und her, in dem nervösen Bemühen, jemanden zu entdecken, den er kannte. »Verzeihung«, sagte er hastig. »Ich — das heißt — ein Herr auf meinem Schiff sagte mir, ich sollte nach einem Mann mit grünem Umhang und — eh — Haaren Ausschau halten.« Er hielt

erwartungsvoll inne.

Hairy Hal sah ihn an, dann Janey. Er sagte nichts.

Ihre Hand fiel hinab. Sie starrte in Hals Gesicht, dann auf den Boden und schließlich auf den Außenweltler.

»Komm mit«, sagte sie endlich.

Irgendwann im Laufe der Zeit ging ihr Name verloren. Janey Small vom Rhiannon war verschwunden, mit einem Schiff weggeflogen, kaum bemerkt. Sie war Starlady, und sie machte erfolgreiche Geschäfte.

Es waren nicht so viele Außenweltler; nach dem ersten kamen zu ihr nicht mehr als andere. Es waren die Leute aus den Starslums, die ihr Geschäft einträglich machten, die Jungs mit den Schlag-mich-nieder-Stachelstöcken und den schreienden Anzügen, die den Hauch der Sterne einfingen. Sie waren mit Rotschöpfen aufgewachsen, die die Köpfe rasiert und einen harten Blick hatten, und sie wünschten sich Haare und Träume, und vielleicht auch Unschuld. Sie mochten Starlady. Sie kamen zu Starlady.

Und sie lernte, ja, ja, sie lernte.

Eines Nachts wurde sie in der Nähe der Docks von einer Straßenbande angehalten. Die Königin der Bande war eine blauköpfige Träumerin, und der Mann, den sie liebte, war bei Starlady gewesen. Also starrte sie und grinste und redete wirres Zeug, während ihre drei Schläger ihren Fang entkleideten und begannen, mit ihren Stachelstöcken zu spielen. Oh, aber dann war Hal zur Stelle! Starlady hatte überall längs des Concourses Freunde, und diese Freunde hatten den Überfall gesehen und waren zu Hal gegangen, und er kannte die Gegend der Docks, in der die Bande zu Hause war. Ein kurzer Kampf: Einer der Jungen hob seinen Stachelstock. Hals blaue Geisterklinge sirrte, der Stock wurde säuberlich

zweigeteilt, die Bande verschwand.

Und sie lernte, ja, ja, sie lernte.

Es war an einem Nachmittag in Hals drittem Schlafzimmer, dem besonderen mit dem Neutralisator, der Thisrocks Schwerkraft aufhob. Aber der Kunde wollte mehr als nur seinen Spaß in der Schwerelosigkeit; er hatte eine Nervenpeitsche, ähnlich wie ein Stachelstock, nur schlimmer. Sie schrie, und Hal war da, stieß sich ab und schwebte schnell und anmutig durch den Raum und stieß mit seinem Lichtdolch zu. Hinterher mußten sie den Neutralisator abstellen, um das ganze Blut auf dem Boden zu sammeln.

Und sie lernte, ja, ja, sie lernte.

Eines Nachts gab es eine Konferenz bei Hal, und sie lernte Dark Edward mit seinen brennenden roten Augen und seinem Doppelstachelstock kennen und den Plan, wieder Herrscher zu werden, ebenso wie Fat Mollie, die ein Knabenhaus führte. Sie wollten, daß Hairy Hal sich ihnen anschloß.

»Es ist eine gute Sache, Hal«, sagte Dark Edward mit schleppender Stimme. »Wir können ihn fertigmachen, und dann mache ich dich zu meinem Leutnant.« Er redete und redete und redete, aber Hal schüttelte nur den Kopf und warf sie hinaus. Anschließend hatten er und Mayliss eine stundenlange Auseinandersetzung.

Aber dann kam ein silberner Morgen zwei Wochen später, als Crawney und Stumblecat den schreienden Dark Edward in die Mitte der Plaza zogen und stießen. Zuerst beobachtete Janey nur Stumblecat in seiner ganzen weichbepelzten Schwerfälligkeit und bemerkte den Mangel an katzenhafter Grazie, von dem Hal ihr er-

zählt hatte, dieser seltsame Mangel, der ihn zum Ausschuß von Prometheus gemacht hatte und der für seinen merkwürdigen Namen verantwortlich war. Dann sah sie den Marquis, und sie wußte, was kommen würde.

Der Marquis hatte die Grazie, die Stumblecat fehlte. Er trug schwarze Stiefel und das Gewand eines Insiders, aber er war sehr ruhig. Sein Schädel war silbern. Er glänzte im Licht, das von der Plaza ausgestrahlt wurde. Um den Schädel lief ein schwerer Ring aus blauschwarz gefärbtem Kunststoff, der die Augen bedeckte.

Während Janey zusah, während Hunderte zusahen, nahm er Dark Edwards Doppelstachelstock und ließ ihn kreisen.

Crawney und Stumblecat hielten das Opfer. Der Marquis spielte stundenlang.

Nach diesem Tag sah sie auch Fat Mollie niemals wieder.

O ja, sie lernte, und bald kannte sie die Regeln. Sie war Starlady, und Hairy Hal war ihr Beschützer, und sie war sicherer als die meisten Leute um sie herum. Die Schwarzschädel kamen ihr nie zu nahe. Sie stand zu weit unter ihnen.

»Der Marquis ist ein Dummkopf«, erklärte ihr Hal nach Dark Edwards Tod, als sie schon früh von der Plaza nach Hause kam. »Dark Edward, na schön, er war schlecht, aber trotzdem. Hör zu, der Traumboß macht's richtig, klar? Der Stoff kommt auf Schiffen hier an, seine Leute holen ihn leise, verkaufen ihn leise, und kein Mensch kennt den Traumboß, und kein Mensch weiß, wie man ihn packen kann. Lametta hat es versucht, wurde erschlagen. Harte Sache! Wahrscheinlich wird der Traumboß sich eines Tages den Weg zu den Insidern erkaufen, so wie es aussieht. Verstehst du?

Aber der Marquis, der macht's nicht richtig. Zu laut. Jeder kennt den Marquis, jeder hat Angst vor ihm, nur wird er sich nie bei den Insidern einkaufen können. Die Insider mögen nicht, daß er rund um die Elfenbeinhallen spaziert, es sei denn, er hätte einen Exoten für sie oder eine kurzfristige Ausreisegenehmigung.

Er hat mit Exoten angefangen, Starlady. Genmanipulierte wie Stumblecat, ein paar Hrangans, grüne Gushies, Mutanten von Fyndii, all so was. Er hatte alle Exoten auf Thisrock, verstehst du? Die Insider, nun, einige sind pervers, andere sind grausam, sie wollen in Ruhe huren, und sie zahlen gut. Prometheaner kommen auch. Der Marquis ist selbst pervers, aber anders; er liebt Schmerzen, vielleicht auch Macht, vor allem aber Schmerzen. Er ist trotzdem gut mit dem Stachelstock, und er hat die Exoten. Daneben hat er noch eine Menge anderer Sachen: Freudenrauch, Überfälle, Prügeleien; er macht alles. Exoten sind immer noch ein großer Renner, und der Marquis hat sie alle.

Nun ja, er ist so laut, das wird ihn umbringen. Eines Tages wird er versuchen, den Traumboß zu schlagen oder einen Insider um Schweigegeld zu erpressen oder irgendwas. Vielleicht wird Stumblecat ihn ausbooten. Stumblecat redet leiser, Starlady, und Hal weiß, daß er zweitklassige Leute nicht ausstehen kann. Es war eine riesige Dummheit, Dark Edward auf der Plaza zu erschlagen. Der Marquis will jeden in Angst versetzen, aber so schafft er das nicht ganz.«

Er saß am Tisch und aß, während er sprach; seinen Umhang hatte er zurückgeworfen, seine klauengleiche rechte Hand hielt den Teller, mit der linken schnitt er sich die Bissen ab und spießte sie mit einem Küchenmesser auf. Janey saß ihm gegenüber. In der Ecke des Raumes

saß Golden Boy auf der Couch und sah sie mit seinen riesigen blauen Augen an.

Golden Boy hatte es in dieser Zeit leichter als Janey. Hairy Hal hatte schon mit Knaben gearbeitet, behauptete er, aber er schicke Golden Boy nicht los, noch nicht. Er sagte immer nur, er habe Pläne. Der Junge saß den ganzen Tag in der Wohnung herum, aß und starrte die Leute an, aber niemals sagte er ein Wort. Irgendwie schien er zu wissen, was von ihm verlangt wurde, wenn irgend etwas los war. Nachdem sie ihn eine Woche lang bemuttert hatte, war Mayliss seiner müde geworden, da er immer ängstlich zurückwich, wenn sie sich ihm näherte. Sie richtete ihn mit ihren scharfen Fingernägeln übel zu und ließ ihn erst dann links liegen, nachdem Hairy Hal ihr eine Kostprobe mit dem Lichtdolch versprochen hatte, wenn sie so etwas noch einmal mache. »Golden Boy muß so schön bleiben!« ermahnte er sie, die Geisterklinge in der Hand. Sie stand mit dem Rücken an ihre Schlafzimmertür gelehnt, sie wirkte erschreckt, aber gleichzeitig merkwürdig ekstatisch. In jener Nacht hatten Hal und sie zusammen geschlafen; das erstmal, seit Janey Small und Golden Boy angekommen waren.

Meistens schlief Hal alleine. In jener ersten Nacht hatte er versucht, mit Janey zu schlafen, aber sie hatte sich ihm entzogen und ihn nur angestarrt. »Ich habe es den ganzen Tag für dich getan, dein Geld hast du bekommen!« rief sie. »Ich werde es nicht auch noch mit dir tun.«

Er ließ sie gehen und zuckte die Schultern. »Starlady, du bist schon eine seltene Marke«, sagte er. Dann ging er in sein Zimmer, allein. Janey saß bei Golden Boy auf der Couch, sah ihm in die Augen und strich ihm sein silbernes Haar zurück. Schließlich gingen sie zusammen in dem Schwerelosigkeitszimmer schlafen. Die Arme

umeinandergeschlungen, kuschelten sie sich in das Schlafnetz. Golden Boy hielt sie einfach nur fest und schlief. Er wußte, was man von ihm verlangte.

So war es jede Nacht. Hairy Hal versuchte es noch einmal, nachdem er sie vor der Straßenbande gerettet hatte. Zurück in der Wohnung, setzte er sich neben sie auf die Couch und legte einen Arm um sie, bis sie aufhörte zu zittern. Dann stand er auf und ging in sein Schlafzimmer. Er blieb in der Tür stehen, sah sie fragend an und lächelte ihr auffordernd zu.

»Janey?«

»Nein«, sagte sie. Er zuckte die Schultern und gab seine Versuche auf.

Und trotzdem, er wollte Janey, und Janey gab es schon lange nicht mehr. Sie war Starlady, und sie hatte ihren Golden Boy.

Eines Tages, als Janey von der Silver Plaza zurückkam, war Golden Boy verschwunden. Sie durchsuchte die ganze Wohnung; er war noch nie weggegangen. Aber es war niemand zu Hause außer Mayliss und einem dickbäuchigen Außenweltler, die im Schwerelosigkeitsraum schwebten. Mayliss starrte sie an, als sie im Türrahmen stand, aber der Mann kicherte nur vergnügt und sagte: »Schön, schön, komm nur rein.«

Als er endlich gegangen war, zog Mayliss sich ein Kleid über, stürmte dann auf Janey zu und spuckte vor ihr aus. »Ich mach dich fertig, Starlady, und wenn Hal das nicht paßt, schlage ich ihm seinen verkrüppelten Arm ab! Was ist denn Großartiges passiert?«

»Golden Boy ist weg.«

»So? Hal bringt ihn an die Leute, Kindchen. Wach auf!«

Janey blinzelte. »Was?«

Mayliss schnaubte unwillig und stemmte die Hände in die Hüften. »Es stimmt, was ich dir sage. Warum, glaubst du, läßt Hairy Hal Golden Boy hier rumsitzen und seinen Hintern mit Traumstaub pudern, als ob er ein Insider oder was wäre? Weil Hal ein netter Mensch ist, hast du das gedacht? Falsch! Hal hat mir alles erzählt. Er wartet auf den großen Coup. Bei den ganzen Lustmolchen, die hier jeden Tag durchkommen, mußte es früher oder später den Insidern zu Ohren kommen, und das ist genau, was Hal wollte, verstehst du? Viele Insider mögen kleine Jungs, und er wußte, daß sie eine Menge für einen kleinen goldenen Jungen bezahlen würden, der spitze große Ohren und silbernes Haar hat. Nur konnte Hal nicht gut um die Elfenbeinhallen herumflanieren und Handzettel verteilen, klar?«

»Er wird es nicht tun«, sagte Janey stur. »Golden Boy tut das nicht!«

Mayliss lachte. »Du machst mir Spaß, Starlady, du bist solch ein Dummkopf. Hör gut zu, weil ich dir jetzt alles genau erklären werde! Golden Boy wird genau das tun, was Hal sagt. Du bildest dir ein, eine Menge gelernt zu haben, aber du weißt gar nichts. Statt eines klaren Kopfes hast du den Kopf voller Haare und Sterne. Schätze, du stehst auf Golden Boy, das finde ich ausgesprochen heiß.«

»Ich liebe ihn«, sagte Janey, während ein Sturm über ihr Gesicht raste. »Er ist lieb und freundlich, und er hat nie jemandem etwas zuleide getan, und er ist um Längen besser als irgend jemand sonst auf Thisrock.«

Aber Mayliss lachte wieder nur. »Du wirst es noch lernen, Starlady. Hal ist nicht besonders schlau, aber immerhin schlauer als Golden Boy. Sieh mal, ich stand

auch mal sehr auf Hal. Ich mußte auch lernen.«

»Was? Daß er Menschen benutzt? Das habe ich schnell genug gelernt!« rief Janey. Sie drehte sich um, ging zur Couch und setzte sich.

Mayliss folgte ihr. »Nicht doch, Starlady, du hast alles durcheinandergebracht. Ich habe geglaubt, Hairy Hal wäre ein großer Held. Er war mit seinem Lichtdolch schneller als sonst irgend jemand, und er sah gut aus, und er hat großartig darüber geredet, was er alles machen wollte. Jawohl, und Klein Mayliss hat alles geglaubt. Aber dann die eine Nacht, nachdem Hal des Guten zuviel getan hatte, das Klopfen an der Tür, ja? Crawney. Damals hatte Hal mich und zwei andere Mädchen, ein paar Knaben und ein paar Exoten, außerdem noch einige Schläger, die für ihn arbeiteten, und er redete davon, mit Freudenrauch einzusteigen. Nun, Crawney kam, um ihn einzuschüchtern. Der Marquis wollte Freudenrauch, verstehst du, und er wollte nicht, daß Hal Exoten hatte.

Hairy Hal hat Crawney jedenfalls nur ausgelacht, und ich fand das Klasse. Es ist lange her, weißt du. Der Marquis war noch nicht so groß und Hal noch nicht so klein, außerdem war da immer noch Lametta. Hal hatte große Pläne.

Nur, das Crawney es haßte, ausgelacht zu werden. Ein paar Nächte später schnappten ihn die Schwarzschilder und mich auch und schleppten uns hinunter zu den Docks. Crawney war da, Stumblecat und der Marquis. Sie ließen mich zuschauen, wie die Schwarzschilder seinen Arm brachen, immer und immer wieder, bis er schrie. Hörst du? Der Marquis hat dann nur gelächelt und gesagt: »He, Hals Arm ist gebrochen, er braucht eine Schiene.« Und dann haben sie den Arm mit einem Stachelstock geschient, und standen nur da und haben ihn

beobachtet, wie er auf der Erde lag.

Anschließend waren die ganzen Nerven kaputt oder so, und Hal konnte mit seinem Lichtdolch nichts mehr anfangen. Alle haben ihn verlassen: seine Schläger, seine Mädchen — alle. Der Marquis übernahm die Exoten. Hal hatte nichts mehr außer mir. Die dumme kleine Mayliss, sie mochte ihn immer noch, und so bin ich geblieben. Ich habe ihm geholfen, die andere Hand zu gebrauchen, und ich habe geglaubt, wenn es ihm wieder gutginge, würde er seinen Lichtdolch nehmen und es dem Marquis heimzahlen, verstehst du?

Das war ein Irrtum. Das war der Punkt, an dem ich mich verrechnet hatte, das habe ich gelernt. Hal hatte Angst, und er hat noch immer Angst. Er hat nie wieder gewagt, etwas Größeres zu machen, weil der Marquis ihm ständig droht. Ab und zu kommt einer der Schwarzschilder vorbei, um mich zu nehmen. Sie zahlen niemals, und Hal rührt nie einen Finger. Sie werden es auch mit dir machen. Du wirst es noch sehen, Starlady. Du bist ein Dummkopf, wenn du irgend jemand magst, irgend jemand vertraust oder irgendwas für irgend jemand tust, außer für dich selbst!«

Janey wartete, bis der Ausbruch vorbei war, dann sagte sie sehr ruhig: »Aber wenn du Hal aufgegeben hast, warum bist du dann immer noch hier?«

Ehe Mayliss antworten konnte, öffnete sich die Tür. Hairy Hal und Golden Boy waren zurück. Hal grinste breit. Er griff unter sein Cape, zog ein Päckchen hervor und warf es auf den Tisch. Mayliss besah es sich, grinste und stieß einen Pfiff aus.

»Golden Boy hat wirklich gute Arbeit geleistet, unten an den Elfenbeinhallen«, strahlte Hal. Dann hielt er erstaunt inne und blickte zu Janey hinüber. Sie war zu

Golden Boy gegangen und hatte die Arme um ihn geschlungen, und jetzt bemühte sie sich, nicht zu weinen.

So kamen die Dinge ins Rollen.

Unten in der Stadt, in den Elfenbeinhallen und in den Straßen, in den großen, kühlen Wohnungen am Central Square, ging die Neuigkeit um. Die Kunden kamen; schlanke, sanfte blonde Männer in handgearbeiteten Gewändern, Matronen in drachengeschmückten Kleidern, abenteuerlustige Mädchen in weichem Kunststoff. Andere schickten nach Golden Boy, und Hairy Hal brachte ihn zu ihnen, er spazierte durch die Straßen der Insider, als ob er dort geboren wäre. Er handelte leise und sauber und verkaufte Golden Boy nur gegen große Summen. Keiner der Jungs aus den Starslums durfte an ihn heran; Hal hatte seine großäugige Goldmine für Männer von Geschmack reserviert.

Golden Boy ging und tat, was man von ihm verlangte. Er sprach niemals, aber er schien zu verstehen, manchmal ohne daß Hal ein Wort sagte. Es war fast, als ob er wußte, was er tat.

Manchmal kauften die Insider ihn für eine ganze Nacht, so daß Janey allein in ihrem Schlafnetz schweben mußte. In einer dieser Nächte kam Hal allein von den Insidern zurück, ein schweres Buch unter seinen gesunden Arm geklemmt. Er saß blätternd am Tisch, als Janey und ein Kunde von der Silver Plaza heimkamen. Er beachtete sie nicht, sondern las weiter.

Als der Mann gegangen war, kam Janey auf ihn zu und sah ihn verwundert an. »Was ist das?« fragte sie.

Hal sah auf und lächelte. »He, Starlady, komm und sieh dir das an! Hal hat es heute abend für Golden Boy bekommen, von einem Insider. Es ist alt, siehst du, noch

von vor dem Zusammenbruch. Tolles Ding!«

Janey ging um ihn herum, um ihm über die Schulter sehen zu können. Die Seiten waren groß und schimmerten, eng beschrieben, mit leuchtenden Holostrationen bedeckt, die seltsame Gestalten in bunten Kostümen zeigten.

»Sieh mal, da steht etwas über eine Rasse, zu der Golden Boy gehören könnte. Wo — ach ja, da, sieh mal. Bashii... Hast du schon mal was davon gehört? Sieh dir das Bild an, Starlady! Die gleiche Gestalt, nur das Haar hat eine andere Farbe. Trotzdem. Sie waren Sklaven der Hranganen, vor dem Krieg, beziehungsweise dem Zusammenbruch. Vielleicht ist Golden Boy ein kleiner Bashii. Es sei denn ...« Er schlug ein paar Seiten um. »Hier, der Teil über Genexperimente, Klonen und so 'n Zeug. Die Imperialen der Erde haben versucht, ihre besten Piloten und so zu klonen, sie zu verdoppeln. Es gab auch Alteraten wie Stumblecat, nur daß er fehlerhaft ist. Schau mal, Starlady, hier ist ein Abschnitt über ästhetische Alteraten auf der guten alten Erde, hübsche Knaben, die gemacht wurden. Vielleicht ist er einer von diesen. Von der guten alten Erde, das ist ein Ding! Thisrock hat schon lange nichts mehr aus solcher Entfernung gehört. Es macht dir etwas Angst, was, Janey?«

Sein Enthusiasmus war ansteckend. Janey merkte, daß sie ihn anlächelte. »Ich glaube nicht, daß er von der Erde stammt«, sagte sie. »Wenn er von dort wäre, könnte er mit uns sprechen. Wahrscheinlich ist er ein Bashii. Aber es ist auch völlig gleichgültig. Für mich ist er einfach bloß Golden Boy.«

»Bloß! Janey, du bist ein Schatz. Hör mal, er schafft es für uns, Starlady. Die Insider lieben ihn, sie lieben ihn

heiß und innig, und vielleicht wollen sie ihn länger und öfter dahaben, nicht wahr? Aber er wird das nicht tun, wenn Hal es nicht will, und Janey natürlich. In einer Woche, Starlady, können wir uns bei den Insidern einkaufen, wir alle, weil Golden Boy eben Golden Boy ist. Und weil Hairy Hal sich ruhig verhält, klar?«

»Nicht ruhig genug, Hal«, sagte eine Stimme von der Türschwelle her. Dort stand Stumblecat, lächelnd, eine Hand an seinem Stachelstock. »Nicht ganz ruhig genug.«

Stumblecat schlenderte mit der ihm eigenen Schwerfälligkeit herein. Crawney folgte ihm, Mayliss vor sich her schiebend. Sie stolperte gegen den Tisch, schwankte und wandte sich dann ihrem Schlafzimmer zu.

»Sie wollen dir einen Besuch abstatten«, erklärte sie. »Sie haben mich auf dem Concourse aufgegabelt und mir meinen Schlüssel abgenommen.«

Hairy Hal schloß sein Buch und erhob sich.

»Schießt los«, sagte er, ohne eine Miene zu verziehen.

»Du weißt es schon, Hal«, meinte Stumblecat. Er hatte solch eine sanfte Stimme, so einen kultivierten Tonfall. »Du hast es die ganze Zeit gewußt. Vor langer Zeit schon haben wir dir gesagt, daß wir immer an dich denken. Du kannst auf die Straße schicken, wen du willst, Mädchen, Knaben, alles. Aber Exoten, nun, du weißt ja. Der Marquis hat viel für Exoten übrig. Man könnte fast sagen, er sammelt sie.«

»Du hast uns hintergangen«, warf Crawney ein, grinste Hal an und zeigte dabei alle seine Zähne. »Aber du kannst es wieder gutmachen. Du brauchst uns nur deinen Exoten zu geben.«

»Golden Boy heißt er, glaube ich«, ergänzte Stumblecat.

»Ja«, antwortete Hal. »Nur daß Golden Boy kein Exote

ist. Würde Hal euch dann verscheißern, he? Er ist nur menschlich, ein Alterat, du kannst dir das Buch ansehen.« Er tippte einladend darauf.

»Ich bin an keinem einzigen Buch interessiert, Hal«, sagte Stumblecat. »Ein Alterat ist exotisch für den Marquis. Und selbst wenn du recht hättest, nun, dann bleibt trotzdem die traurige Tatsache bestehen, daß wir ihn haben wollen. Dieser ganze Insiderrummel ist zu aufreibend.«

»Möchtest du deinen anderen Arm auch noch verkrüppelt haben?« erkundigte sich Crawney. »Nicht? Dann solltest du uns den Gefallen besser tun, Hal.«

Hal rührte sich nicht. Um so mehr jedoch Mayliss. Sie lief um den Tisch, schnappte ihn und zog ihn zu Crawney und Stumblecat. »Hal!« kreischte sie. »He, das ist deine Chance! Es sind nur zwei, und Crawney trägt niemals Waffen, und Stumblecat ist ein tapsiger Idiot mit seinem Stock. Gib's ihnen!« Wieder gab sie ihm einen Stoß.

Er zögerte, wirbelte dann herum und ohrfeigte sie hart. »Du willst wohl gerne meine Leiche bewundern, Rotschopf«, fauchte er. »Vielleicht sind draußen noch mehr.«

Mayliss wich zurück und schwieg. Stumblecat und Crawney sahen lediglich zu und grinsten.

Janey runzelte die Stirn. »Hal«, sagte sie, »Du kannst dem Marquis Golden Boy nicht überlassen. Das kannst du einfach nicht, Hal, sie hat recht.«

Aber Hal beachtete sie nicht. »Golden Boy ist im Augenblick nicht hier«, sagte er, sich den beiden zuwendend. »Er wird zurückkommen, Ehrenwort! Ihr könnt ihn haben.«

»Wir warten«, antwortete Crawney.

»Ja«, stimmte Stumblecat zu. »Außerdem, Hal, du bist

nicht sehr gastfreundlich, weißt du.«

Hals Lippen zitterten. »Ich — nein, Hal wird es euch bequem machen. Drinks?«

»Später«, sagte Stumblecat. »Das hatte ich eigentlich nicht im Sinn.« Er ging zu Janey hinüber, hob ihre Hand und strich ihr übers Haar. Sie zitterte.

Hal sah sie an. »Janey?« fragte er. »Meine Starlady? Wollt ihr wirklich ...?«

Aber sie war bereits mit Stumblecat im Schlafzimmer verschwunden.

Crawney, nicht zu vergessen, nahm Mayliss.

Sie sahen den pinkfarbenen Schatten zu. Die Leuchtkugel pulsierte.

Zwei von ihnen.

Allein zusammen.

Der Insider hatte Golden Boy letzte Nacht zurückgebracht, und die Schwarzschilder, die draußen gewesen waren, hatten ihn mitgenommen. Mayliss hatte sie ebenfalls verlassen, sie hatte in aller Stille ihre Sachen gepackt. Nun waren nur noch Hairy Hal und Starlady übrig.

Sie saß da, ruhig, kühl, und beobachtete ihn und die Schatten. Diesmal weinte Hal.

»Ich kann nicht, Janey«, sagte er immer und immer wieder mit gebrochener Stimme. »Ich kann es einfach nicht. Er droht mir, Janey, und ich habe ihn mit seinem Stock gesehen. Der Lichtdolch, sicher, er ist eine bessere Waffe, schneller und sauberer. Aber er, der Marquis, er ist einfach zu gut. Hairy Hal hätte es vielleicht schaffen können, und er hat auch geglaubt, er könnte es, einen nach dem anderen, Lichtdolch gegen Stachelstock. Aber trotzdem ... Keine Chance. Und dann wäre Hal völlig

verkrüppelt. Der Marquis wird ihm nie alleine begegnen.«

»Du bist Hairy Hal«, sagte Janey bestimmt. »Wenn du den Marquis einmal besiegt hast, kannst du ihn jetzt auch besiegen. Du kannst Golden Boy nicht bei ihm lassen. Das kannst du einfach nicht. Ich liebe Golden Boy.«

Hal sah schmerzerfüllt auf. »He, Starlady«, sagte er, »ich habe das eben ernst gemeint. Willst du Hals Tod?«

»Wenn du nichts tust«, gab sie zurück. »Ja.«

Er zuckte die Schultern. »Ich habe dich gern, Janey«, sagte er plötzlich, sah sie an, und in seinen Augen lag fast etwas wie Furcht.

»Wunderbar. Aber du wirst mich nie wiedersehen.« Sie stand auf. »Gib mir deinen Lichtdolch, Hal. Wenn du es nicht versuchst, werde ich es tun.«

»Sie werden dich umbringen oder noch schlimmer, Starlady. Setz dich hin und hör mir mal zu! Du wirst den Marquis noch nicht einmal finden.«

»O doch, das werde ich. Und er wird mir auch gegenüberstehen, einer gegen einen. Du selbst hast mir gesagt, wie, Hal. Der Marquis ist laut, erinnerst du dich? Nun, ich auch. Ich stelle mich mitten auf die Silver Plaza und rufe ihn so lange, bis er kommt. Er kann dann schwerlich seine Schwarzschild auf mich hetzen. Wenn er es täte, wer hätte dann jemals wieder Angst vor ihm? Gibst du mir deinen Lichtdolch?«

»Nein«, gab er halsstarrig zurück. »Du bist verrückt.«

»Na schön«, antwortete sie im Hinausgehen.

Nachts auf der Plaza, die silbern schimmernden Hochstrahler waren erloschen. Die Wandlaternen verbreiteten eine seltsame Beleuchtung mit ihren an- und abschwellenden Farbphasen, die die Gesichter der Müßiggänger abwechselnd blau, rot, grün und violett

färbten. Die Tänzer waren außer sich. Überall war Musik, und die Luft war schwer von der süßen Seligkeit des Freudenrausches.

Auf der blitzenden Treppe, die auf die zweite Galerie mit Geschäften führte, nahm Starlady ihren Platz ein und begann ihre Rede.

»He!« rief sie der Menge unter ihr zu, den Leuten, die vorbeigingen. »He, bleibt stehen und hört mir zu! Bald werdet ihr dazu keine Gelegenheit mehr haben. Der Marquis hat die Absicht, mich zu töten.«

Die Außenweltler unter ihr blieben stehen, neugierig und bewundernd. Es wurde geflüstert. Prometheaner schüttelten den Kopf und grinsten. Die feinen Jungs in ihren Anzügen, die Rotschöpfe auf dem Strich, die schwatzenden Träumer und die Männer, die die Träume verkauften, die Zuhälter, die Leibwachen, die Tänzer und die Diebe, sie alle wußten, was vor sich ging. Eine Show fing an. Sie blieben stehen, um zuzusehen.

Starlady sprach weiter. Starlady mit dem schimmernden dunklen Haar, in einem milchweißen Anzug, der die Farben der Strahler reflektierte.

Starlady mit einem schwarzen Metallstab in der Hand. »Der Marquis hat mir meinen Liebhaber genommen!« rief sie der immer größer werdenden Menge zu. »Er hat Hal eingeschüchtert und Golden Boy gestohlen, aber mir hat er keine Angst eingejagt.« Jetzt begann der Lichtdolch in ihrer Hand zu leben, die Geisterklinge flackerte seltsam im violetten Licht. Starlady war in Purpur getaucht, ihr Gesicht war grimmig und finster.

»Ich werde ihn töten, wenn er kommt«, sagte sie, als die Menge sich von ihr zurückzog, sie allein auf der Treppe lassend. »Ich, Starlady, und ich habe noch nie im Leben einen Lichtdolch benutzt.« Auf der Plaza wurde es

still; Spannung verbreitete sich unter den Zuhörern. Hier hörten die Gespräche auf, dort hielten die Tänzer inne, in einer Ecke stellte ein Freudenrauchverkäufer seine Rauchmaschine ab. »Aber er wird nicht kommen, der Marquis nicht, und ich kann euch auch sagen, warum nicht: Er hat Angst.«

In diesem Moment wechselte das Licht, so daß Starlady eine Vision in Grün war, die Geisterklinge ein zuckender, blauschwarzer Schatten.

»Ihr habt ihn töten sehen, Starslumer!« rief sie und schüttelte ihr jetzt dunkelgrün schimmerndes Haar. »Ihr habt auch all seine großen Sprüche gehört, nicht wahr? Der Marquis, der auf Schmerzen steht. Der Marquis, Thisrocks größter Stachelstockschläger!« Sie warf den Kopf zurück und lachte. Auf der gegenüberliegenden Seite der Plaza verstummte die Musik, und man bahnte sich einen Weg zu ihr hin. »Na, denkt mal nach. Habt ihr ihn jemals wirklich kämpfen sehen? Ohne seine Schwarzschild? Ohne Crawney ...«, sie deutete in die Richtung, in der ein Mann mit schimmerndem, gestreiftem Schild stehenblieb, sie anstarrte und dann in den nächsten Korridor rannte, » .. und Stumblecat...«, sie wirbelte herum und zeigte auf ihn, der an der Imbißstube stand (Stumblecat lächelte sie an und winkte mit seinem Stachelstock), » ... um die Arme seiner Opfer festzuhalten?«

Wiederum wechselte das Licht, und nun war sie leuchtend blau, der Lichtdolch plötzlich unsichtbar. Die Plaza war totenstill, gefangen von Starlady.

»Nein«, rief sie, »das habt ihr nicht, niemand! Das ist die Wahrheit! Vergeßt nie, was ihr heute abend seht! Seht zu, wie die Schwarzschild kommen und mich nehmen! Seht zu, wie sie meine Arme festhalten, wenn

der Marquis mich tötet, und vergeßt nicht, daß er zuviel Angst hatte, um allein zu kommen!«

Ein Raunen ging durch die Menge, man hob die Köpfe. Starlady drehte sich um und lächelte. Zwei Schwarzschilder kamen die Treppe hinter ihr herunter, mit harten, blauegezeichneten Gesichtern.

»Seht ihr?« rief sie der Menge zu. »Ich hatte recht!«

Jetzt erst bewegte sich einer der Zuhörer unter ihr, ein gelbgesichtiger Knabe mit strahlenden Kreisen auf dem Kopf, in einem glitzernden, goldbesetzten Anzug. Er nahm immer drei Stufen auf einmal, an Starlady vorbei, einen Stachelstock in der Faust. Er schwang ihn gegen die Schwarzschilder.

»Nein, nein, ihr Sauerknircher!« schrie sie grinsend. »Keine Geschichten. Ich will eine gute Show sehen.«

Die Schwarzschilder zogen ebenfalls ihre Stachelstöcke und bereiteten sich auf einen Kampf vor. Aber dann schloß sich ein weiterer Dandy an, leuchtend von Kopf bis Fuß in Glitzerseide.

Dann ein dritter, ein vierter mit einer gemeinen, weißen Nervenpeitsche. Und andere kamen mit gezückten Stöcken hinter ihnen her.

Ein Dutzend weiterer Schwarzschilder fand sich draußen auf der Plaza umzingelt. Der Mob wollte den Marquis.

Starlady, tiefrot angeleuchtet, stand da und wartete, und als sie sich bewegte, verwandelten die roten Reflexe ihr Haar in flüssiges Feuer. Bis eine andere Stimme ihre übertönte.

»Du redest gefährlichen Unsinn, Starlady«, sagte Hairy Hal vom Fuße der Treppe. Ihn hatten sie natürlich durchgelassen. Mittlerweile hatte sich die Neuigkeit über die Plaza verbreitet. »Vielleicht hat Klein Janey Small

vom Rhiannon den Marquis noch nicht töten sehen, aber Hairy Hal hat ihn schon dabei gesehen. Er ist gut, Rotschopf, und Hal wird zusehen, wie er dir das Schreien beibringt.«

Man wandte sich ihm zu, es wurde gemurmelt: »Hairy Hal, nun, war das nicht ihr Liebhaber?«

»Nein«, kam die Antwort, »sie hat ihn nie geliebt, deswegen ist er vielleicht sauer auf sie.«

»Da ist Hairy Hal!« rief Starlady von ihrem Platz hinunter. »Hairy Hal, der ruhige Zuhälter, aber ihr solltet ihn besser Bange-Hal nennen. Fragt Mayliss, sie kann euch sagen, weshalb. Oder fragt mich nach Golden Boy und Hal.«

Stumblecat bahnte sich mit gezücktem Stachelstock seinen Weg durch die Menge, bis er direkt vor Hal stand. »Hal ist ein lieber Junge, Janey«, sagte er lächelnd. »Du bist leider nicht so wie er, obwohl du wirklich hübsch bist. Vielleicht läßt der Marquis dich deswegen leben und verkuppelt dich an Nervenpeitschen-Freaks.«

Hal lachte roh. »Ja. Das könnte Hal gefallen.«

Ihre Augen funkelten ihn an, als das Licht golden wurde. Der Marquis kam.

Er ging leicht, anmutig, den Stachelstock schwingend und lächelnd. Seine Augen waren hinter einem dunklen Ring verborgen. Crawney lief neben ihm her und versuchte, den Kopf hoch zu halten.

Wie auf Kommando zog Stumblecat seinen Stachelstock und gestikulierte damit. Die Leute wichen zurück, einen exakten Kreis am Fuße der Treppe freigebend. Schwarzsädel und Starladys Dandys bildeten — einträchtig zusammenarbeitend — einen Wall, um Zuschauer aus dem Kreis zu halten.

Starlady stieg hinab, golden.

Der Ring schloß sich um sie. Innerhalb des Ringes waren nur Crawney, Stumblecat, der Marquis und Hairy Hal. Und sie, Starlady. Oder war es Janey Small von Rhiannon?

Das Licht wurde abermals violett. Der Marquis lächelte dunkel, und Janey Small sah plötzlich wirklich klein aus. Sie ließ ihren Lichtdolch nervös von einer Hand in die andere gleiten.

Als sie sich aufeinander zubewegten, begab sich Stumblecat an Hairys Seite. Er grinste, hob seinen Stachelstock und stieß ihn Hal ganz leicht auf die Brust. Hal stöhnte auf, als der Schmerz ihn durchzuckte.

»Dein Lichtdolch, Hal«, sagte Stumblecat. »Auf die Erde damit!«

»He, Hal ist auf eurer Seite, bestimmt«, antwortete Hal. Seine gesunde Hand griff unter seinen Umhang und kam wieder zum Vorschein, ließ dann einen leblosen Dolch fallen. »Ehrlich, Stumblecat! Starlady braucht eine Tracht Prügel, sie hat die Regeln nie begriffen — nicht wahr?«

Stumblecat lächelte nur. »Vielleicht«, meinte er. »Vielleicht denkst du so.« Er sah Hal abschätzend an. Sein Stachelstock wanderte unter den Zipfel von Hals Cape, hob ihn an. Dann sah er plötzlich hinüber zum Marquis, lachte und änderte seine Absicht. Stumblecat steckte den Stock weg. »Sie haben alle gesehen, daß ich dich entwaffnet habe, Hal«, meinte er und nickte.

In der Zwischenzeit kreiste Janey um den Marquis herum. Sie hielt ihren Lichtdolch ungeschickt und versuchte, den Marquis auf Abstand zu halten. Er hatte sich noch nicht bewegt. Er grinste sie lediglich an und schwang seinen Stock, er bewegte sich dabei wie eine Schlange, die sich zum Angriff vorbereitet.

Als das Licht von Purpur auf Grün wechselte, sprang sie auf und zielte mit der Geisterklinge auf seinen Stock. Ein Streich teilte ihn in zwei Hälften und er gehörte ihr. Oh, wie oft hatte sie das bei Hal schon gesehen.

Aber verdammt schnell zog der Marquis seinen Stock zurück, und ihr Lichtdolch traf nur auf Luft. Dann wirbelte er wieder vorwärts, um sie am Handgelenk zu treffen. Janey schrie auf und wich zurück. Der Lichtdolch fiel klirrend zu Boden.

Sie trat den Rückzug an. Der Marquis folgte ihr. »Es ist noch nicht vorbei, dummes kleines Schiffsmädchen«, sagte er sanft, als sie ihr Handgelenk umklammerte. »Ich werde dich noch schön fertigmachen, dir weh tun und dir beibringen, wie der Hase läuft. Komm nur her!«

Er zielte, sein Stock traf ihre Wange. Wieder schrie sie auf, als ärgerliche Ausrufe ertönten. Der Marquis hatte seinen Stock mit voller Kraft eingesetzt.

Er drängte sie in die Ecke, kam immer näher, trieb sie auf den Kreis von Stöcken zu, der die Zuschauermenge fernhielt. Er trieb sie hinein, oh, nur ganz langsam. Crawney, Stumblecat und Hairy Hal folgten ihm. Die Zuschauer kämpften um bessere Plätze.

Janey tat einen Schritt zu weit zurück, traf gegen einen Stachelstock, heulte auf, sprang wieder nach vorn. Der Marquis strich ihr fast liebevoll über die Seite und entlockte ihr einen weiteren Schrei.

Sie fiel ihn an, versuchte den Stock zu packen, schrie wiederum auf, als sie ihn endlich hatte und sofort wieder loslassen mußte. Er gab ihr noch einen Klaps, als sie versuchte, sich an ihm, Hal und Stumblecat vorbeizudrängen, um ihren Lichtdolch zu erreichen.

Der Marquis schwang herum und nahm die Verfolgung auf. Aber dann trat Hal neben ihn, und der Marquis

streifte sein Cape.

Und stieß einen gurgelnden Schrei aus.

Und fiel.

Es war ein ganz einfaches Küchenmesser, das durch Hals Cape stach. Darunter hielt eine verkrüppelte, zuckende Hand das Messer umklammert.

Jetzt hatte Janey auch ihren Lichtdolch wieder. Sie gab dem Marquis, der blutend dalag, den Rest.

Aus der Menge kam lautes Geschrei. Stumblecat schnappte nach Luft und versuchte, sich mit Gesten verständlich zu machen, dann brach plötzlich der Kreis, und Schwarzschilder begannen ihre Stöcke zu schwingen. Die Menschen schrien und kreischten und stoben nach allen Seiten davon. Ein paar der Dandys kämpften noch kurz, bevor sie die Flucht ergriffen. Crawney stand noch immer mit offenem Mund da, als Stumblecat Hals Lichtdolch aufhob, sich hinter Crawney stellte und ihm fein säuberlich die Kehle durchschneidet. Es gibt eben immer nur Platz für einen einzigen Herrscher.

Mitten in dem ganzen Chaos stand Hal und lächelte. Janey kniete neben dem Marquis. »He, Starlady!« rief Hal. »Wir haben es getan. Jetzt können wir zurückgehen und unseren Weg machen.«

»Ich habe Golden Boy noch nicht«, erwiderte Janey kalt.

Stumblecat ging zu ihr hin und lächelte auf sie hinunter. »Doch, hast du. Er scheint uns nicht zu verstehen. Ich nehme an, daß er irgendeine geistige Verbindung zu dir, zu Hal oder zu euch beiden hat. Komm zu uns, Starlady, und du kannst ihn jede Nacht haben.«

»He!« rief Hal wütend.

»In Ordnung«, erwiderte Janey.

Er sah sie schockiert an. »Janey!« sagte er. »Du bist verrückt. Ich habe ihn doch für dich getötet, Starlady, für meine Starlady. Wie du wolltest.«

»Das war, was Mayliss wollte, Hal«, antwortete sie und erhob sich. »Ich wollte immer nur Golden Boy. Und ich werde ihn haben. Er ist nicht wie ihr anderen alle. Er ist immer noch sauber und freundlich, und ich liebe ihn.« Sie lächelte.

»Aber«, stotterte Hal. »Aber, Starlady, Hal mag dich, er liebt dich. Was ist mit mir?«

»Was ist mit dir?« gab Janey zurück. Und sie ging mit Stumblecat, um ihren Golden Boy zu suchen.

Als alles vorbei war, waren einige von ihnen tot, andere haben überlebt.

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Irmhild Hübner

SANDKÖNIGE

1

Simon Kress lebte allein in einem geräumigen Herrschaftshaus über trockenen, steinigen Hügeln, fünfzig Kilometer von der Stadt entfernt. Wenn er unerwartet zu Geschäften gerufen wurde, hatte er keine Nachbarn, denen er kurzerhand seine Lieblinge aufdrängen konnte. Der Aasgeier war kein Problem; er schlief im unbenutzten Glockenturm und verpflegte sich gewöhnlich selbst. Den Shambler scheuchte Kress einfach nach draußen und ließ ihn auf sich allein gestellt; das kleine Monster würde sich mit Wegschnecken, Vögeln und Rockjocks vollstopfen. Aber das Fischbecken, gefüllt mit echten Erdpiranhas, stellte ein Problem dar. Letztlich warf Kress eine große Rinderkeule in das Becken. Die Piranhas konnten sich immer noch gegenseitig auffressen, falls er länger als erwartet verhindert war. Das hatten sie vorher schon mal gemacht. Sie amüsierten ihn.

Unglücklicherweise war er diesmal *noch* länger verhindert, als er angenommen hatte. Als er endlich heimkehrte, waren alle Fische tot. Genauso der Aasgeier. Der Shambler hatte den Glockenturm erklommen und den Geier gefressen. Kress war ärgerlich.

Am nächsten Tag flog er mit seinem Gleiter nach Asgard, eine Reise von mehr als zweihundert Kilometern. Asgard war Baldurs größte Stadt und rühmte sich noch dazu, den ältesten und größten Raumhafen zu besitzen. Kress liebte es, seine Freunde mit ungewöhnlichen, unterhaltsamen und teuren Tieren zu beeindrucken. Asgard war der Ort, wo man sie kaufen

konnte.

Doch diesmal hatte er kein Glück. Xenofauna hatte geschlossen, t'Etherane der Tierhändler wollte ihm einen anderen Aasgeier andrehen, und Fremde Wasser boten nichts Exotischeres an als Piranhas, Leuchthaie und Spinnen-Tintenfische. Kress hatte sie alle schon gehabt; er wollte etwas Neues, etwas noch nie Dagewesenes.

In der Dämmerung war er auf dem Weg durch den Regenbogenboulevard und hielt Ausschau nach Plätzen, die er vorher noch nicht durchstöbert hatte. So nahe am Raumhafen war die Straße mit Importhäusern übersät. Das kommunale Warenhaus hatte eindrucksvolle, breite Schaufenster, in denen seltene und kostspielige Fremdwesen als Kunsterzeugnisse, auf Filzpolstern gegen eine dunkle Drapierung, ausgestellt waren, was der Einrichtung des Stockwerkes etwas Geheimnisvolles verlieh. Dazwischen befanden sich die Trödeläden — schmale, unschöne Geschäfte, deren Auslagen mit allen Arten von nicht einheimischen Raritäten vollgestopft waren. Beiden Geschäftsarten begegnete Kress mit Argwohn.

Dann fand er einen Laden, der anders war.

Er befand sich sehr nahe beim Hafen. Kress war noch niemals hier gewesen. Der Laden war ein schmales, einstöckiges Gebäude billigster Fertigung, zwischen einer Euphorie-Bar und einem Bordelltempel der Geheimen Schwesternschaft. So weit unten sah der Regenbogenboulevard verschwommen aus. Der Laden selbst war ungewöhnlich. Fesselnd.

Nebel wallte hinter den Scheiben, einmal ein blasses Rot, dann wieder das Grau echten Nebels, und dann wieder glänzend und golden. Der Nebel strudelte, wirbelte und schimmerte schwach. Kress erblickte

Objekte im Schaufenster — Maschinen, Kunstgegenstände und Dinge, die er nicht identifizieren konnte, denn er vermochte keinen genauen Blick auf alles zu werfen. Die Nebel umflossen sie sanft, offenbarten ein bißchen vom einen, dann vom anderen und hüllten schließlich alles ein. Es war interessant.

Während er wartend beobachtete, begann der Nebel Worte zu bilden. Eins nach dem anderen. Kress wartete und las.

WO UND SHADE. IMPORTEURE.
KUNSTERZEUGNISSE. LEBENSFORMEN UND
VERMISCHTES.

Die Buchstaben verblaßten. Durch den Nebel sah Kress sich etwas bewegen. Das war genug für ihn, das und das LEBENSFORMEN im Fenster. Er warf seinen Nebelmantel über die Schulter und betrat den Laden.

Im Laden selbst fühlte Kress sich desorientiert. Die Innenausstattung schien weiträumig, größer als er bei der bescheidenen Außenfassade vermutet hatte. Schummrige Beleuchtung, friedlich. Die Decke war ein Sternenpanorama, vollständig mit Spiralnebeln, sehr dunkel und realistisch, sehr hübsch. Die Vitrinen waren matt erhellt, wahrscheinlich um die Waren besser zur Schau zu stellen. Der Durchgang war mit Bodennebel bedeckt. Er reichte ihm fast bis zu den Knien, und als er ging, wirbelte er um seine Füße.

»Kann ich Ihnen behilflich sein?«

Es schien fast, als hätte sie sich aus dem Nebel gebildet. Zierlich, mager und blaß, sie trug einen praktischen grauen Overall und eine merkwürdige kleine Kappe, die auf ihrem Hinterkopf saß.

»Sind Sie Wo oder Shade?« fragte Kress. »Oder nur eine Verkäuferin?«

»Jala Wo persönlich. Womit kann ich dienen?«
erwiderte sie. »Shade bedient keine Kunden, und wir
haben auch keine Verkäuferinnen.«

»Sie haben wirklich einen großen Laden«, sagte Kress.
»Es ist merkwürdig, daß ich vorher noch nie etwas von
Ihnen gehört habe.«

»Wir haben diesen Laden auf Baldur gerade erst
geöffnet«, antwortete die Frau. »Wir haben
Konzessionen auf einer Vielzahl anderer Welten. Was
kann ich Ihnen anbieten? Kunst vielleicht? Sie sind
bestimmt Sammler. Wir haben ein paar schöne
Kristallplastiken von Nor T'alush.«

»Nein«, entgegnete Kress. »Ich besitze schon alle
Kristallplastiken, die ich haben wollte. Ich interessiere
mich für ein kleines Haustier.«

»Ein Lebewesen?«

»Ja.«

»Ein Fremdwesen?«

»Sicher.«

»Wir haben einen Nachahmer auf Lager. Von Celas
Welt. Ein schlauer kleiner Simian. Er wird nicht nur
sprechen lernen, sondern eventuell auch Ihre Stimme,
Modulation, Gestik und sogar Gesichtsausdrücke
nachahmen.«

»Nett«, sagte Kress, »aber gewöhnlich. Für solche
Sachen habe ich keine Verwendung, Wo. Ich will etwas
Exotisches. Ungewöhnliches. Und nichts Nettes. Ich
verabscheue nette Tiere. Im Augenblick besitze ich einen
Shambler, extra von Cotho importiert, und ich habe dabei
keine Kosten gescheut. Von Zeit zu Zeit füttere ich ihn
mit einem Wurf Kätzchen. Das meine ich, wenn ich an
nett denke. Habe ich mich verständlich machen können?«

Wo lächelte rätselhaft. »Haben Sie jemals ein Tier

besessen, das Sie verehrt hat?« fragte sie.

Kress grinste. »Oh, ab und zu. Aber ich verlange keine Verehrung, Wo. Nur Unterhaltung.«

»Sie haben mich mißverstanden«, antwortete Wo, wobei sie ihr merkwürdiges Lächeln beibehielt. »Ich meinte, *Verehrung* im wahrsten Sinne des Wortes.«

»Wovon sprechen Sie?«

»Ich glaube, ich habe genau das richtige für Sie«, sagte Wo. »Folgen Sie mir, bitte!«

Sie führte ihn zwischen den erleuchteten Vitrinen hindurch und einen langen, nebelverhüllten, von falschem Sternenlicht erhellten Flur hinab. Sie traten durch eine Nebelwand in einen anderen Teil des Ladens und hielten dann vor einem riesigen Plastikbassin. Ein Aquarium, dachte Kress.

Wo winkte ihn heran. Er trat näher und mußte seine Meinung revidieren. Es war ein Terrarium. Darin befand sich, im Durchmesser von zwei Metern, eine Wüste *en miniature*. Blasser Sand färbte sich unter einem schwachen rötlichen Licht dunkelrot. Felsen: Basalt, Quarz und Granit. In jeder Ecke des Beckens befand sich eine Burg.

Kress blinzelte, starrte hin und korrigierte sich; in Wirklichkeit befanden sich hier nur drei Burgen. Die vierte war eine zerbröckelte, verfallene, baufällige Ruine. Die drei anderen waren intakt, aus Sand und Stein erbaut. Über Zinnen und runde Säulengänge kletterten und krabbelten winzige Kreaturen. Kress drückte seine Nase gegen das Plastik. »Insekten?« fragte er.

»Nein«, erwiderte Wo. »Eine weit komplexere Lebensform. Viel intelligenter. Um ein beträchtliches gerissener als Ihr Shambler. Sie werden Sandkönige genannt.«

»Insekten«, sagte Kress und wich von dem Bassin zurück. »Es ist mir egal, wie komplex sie sind.« Er zuckte die Achseln. »Und versuchen Sie mich bitte nicht mit dem Geschwätz von Intelligenz übers Ohr zu hauen. Diese Lebewesen sind wirklich zu klein, um mehr zu haben als die nötigsten Nervenstränge.«

»Sie teilen sich in ein Wabengehirn«, sagte Wo. »Ein Burggehirn in diesem Fall. Es sind nur noch drei Organismen in dem Bassin. Der vierte starb. Sie sehen, seine Burg ist zerstört.«

Kress blickte wieder in das Bassin. »Wabengehirn, hm? Interessant.« Doch er zuckte erneut die Achseln. »Dennoch ist es nichts als eine Art höher entwickelter Ameisenhaufen. Ich dachte, Sie hätten etwas Besseres.«

»Sie fechten Kriege aus.«

»Kriege? Hmmm.« Kress blickte nochmals hin.

»Beachten Sie die Farben, wenn Sie so nett sein wollen«, sagte Wo. Sie deutete auf die Kreaturen, die über die nächststehende Burg krochen. Eine krabbelte an der Bassinwand. Kress beobachtete sie. In seinen Augen sah es immer noch wie ein Insekt aus. Nackt, so lang wie ein Fingernagel, sechsgliedrig und mit sechs winzigen Augen, die rings um den Körper herumsaßen. Ein bösarig aussehendes Paar Zangen klickte sichtbar, während zwei längere, feine Fühler Muster in die Luft webten. Fühler, Zangen, Augen und Beine waren rußig schwarz, aber die dominierende Farbe war das brennende Orange der Panzerung. »Es ist ein Insekt«, wiederholte Kress.

»Es ist kein Insekt«, beharrte Wo sanft. »Das gepanzerte Exoskelett wird abgeworfen, wenn der Sandkönig größer wird. *Wenn* er größer wird. In einem Bassin dieser Größe tut er das nicht.« Sie nahm Kress beim Ellbogen und führte ihn um das Bassin zur nächsten

Burg. »Achten Sie hier auf die Farben.«

Das tat er auch. Sie war anders. Dieser Sandkönig hatte einen leuchtendroten Panzer; Fühler, Kinnbacken, Augen und Beine waren gelb. Kress blickte über das Bassin hinweg. Der Bewohner der dritten Burg war fast weiß, mit roten Streifen. »Hmmm«, murmelte er.

»Sie führen Krieg, wie ich schon sagte«, erklärte ihm Wo. »Sie schließen sogar Waffenstillstand und gehen Bündnisse ein. Es war ein Bündnis, das die vierte Burg in diesem Bassin zerstört hat. Die Schwarzen wurden zu zahlreich, deshalb taten sich die anderen zusammen, um sie zu vernichten.«

Kress war immer noch nicht überzeugt. »Amüsant, daran besteht kein Zweifel. Aber Insekten kämpfen auch.« »Aber Insekten verehren niemanden«, entgegnete Wo. »Was?«

Wo lächelte und deutete auf die Burg. Kress starrte darauf. Im höchsten Turm war ein Gesicht eingeschnitten. Er kannte es. Es war das Gesicht Jala Vos. »Wie ...?«

»Ich projizierte ein Hologramm meines Gesichts in das Bassin und beließ es dort ein paar Tage. Das Gesicht Gottes, verstehen Sie? Ich füttere sie. Ich bin immer da. Die Sandkönige haben rudimentäre PSI-Kräfte. Es grenzt an Telepathie. Sie fühlen und verehren mich, indem sie mein Gesicht dazu verwenden, um ihre Bauwerke zu verzieren. Alle Burgen sind so verziert, sehen Sie selbst.« Es stimmte.

Das Gesicht von Jala Wo auf den Burgen war klar und friedlich und sehr lebensecht. Kress bestaunte die Geschicklichkeit der Darstellung. »Wie machen sie das?«

»Die Vorderbeine dienen gleichzeitig als Arme. Sie haben sogar etwas wie Finger, drei schmale, flexible

Ranken. Und die funktionieren ausgezeichnet, beim Bauen und beim Kampf. Denken Sie daran, alle mobilen Teile einer Farbe bilden ein Gehirn.«

»Erzählen Sie mir mehr davon«, erwiderte Kress.

Wo lächelte. »Die Maw lebt in der Burg. »Maw« ist mein Name für sie — ein Wortspiel, wenn Sie es verstehen, denn dieses Ding ist Mutter und Magen gleichzeitig. Weiblich, so groß wie Ihre Faust, unbeweglich. In Wahrheit ist »Sandkönig« keine so zutreffende Bezeichnung. Die mobilen Teile sind Bauern und Krieger. Der wirkliche Regent ist die Maw, die Königin. Aber diese Analogie ist genauso mangelhaft. Genaugenommen ist jede Burg eine einzelne hermaphroditische Kreatur.«

»Was fressen sie?«

»Die mobilen Teile fressen Brei, vorgekaute Nahrung, die sie aus der Burg erhalten. Sie bekommen sie von der Maw, nachdem sie sie ein paar Tage lang verarbeitet haben. Ihre Mägen können nichts anderes verdauen. Wenn die Maw stirbt, sterben sie auch bald. Die Maw ... die Maw frisst alles. Dafür werden sie keine besonderen Auslagen haben. Speisereste genügen.«

»Lebendes Fressen?« fragte Kress.

Wo zuckte die Achseln. »Jede Maw frisst auch die mobilen Teile von den anderen Burgen, ja.«

»Ich bin neugierig geworden«, sagte er. »Wenn sie nur nicht so klein wären!«

»Sie können auch größere haben. Diese Sandkönige sind klein, weil ihr Bassin so klein ist. Sie scheinen ihre Größe zu limitieren, um in den vorhandenen Raum hineinzupassen. Wenn ich sie in ein größeres Bassin gäbe, würden sie von neuem zu wachsen beginnen.«

»Hmmm. Mein Piranhabecken ist doppelt so groß wie

dieses hier, und leerstehend. Man könnte es säubern, mit Sand füllen ...«

»Wo und Shade würden selbstverständlich alle Installationen vornehmen. Es würde uns ein Vergnügen sein.«

»Gut«, antwortete Kress. »Ich denke, ich nehme vier intakte Burgen.«

»Selbstverständlich«, sagte Wo.

Dann begannen sie, über den Preis zu verhandeln.

Drei Tage später betrat Jala Wo Simon Kress' Anwesen, mit schlafenden Sandkönigen und einem Arbeitsteam, das die Installation vornahm. Die Assistenten Wos waren Fremde, mit denen Kress noch nichts zu tun gehabt hatte — gedrungene, derbe Zweibeiner mit vier gekrümmten Armen und Facettenaugen. Ihre Haut war dick und lederartig und zwirbelte sich in Höckern, und Dornen traten an mehreren Stellen auf ihren Körpern hervor. Aber sie waren sehr stark und gute Arbeiter, Wo sprach in einer melodischen Sprache mit ihnen, die Kress noch nie zuvor gehört hatte.

Innerhalb eines Tages war die Arbeit getan. Sie transportierten sein Piranhabecken in die Mitte seines weitläufigen Wohnzimmers, stellten für eine bessere Sicht Sessel drum herum, säuberten das Becken und füllten es zwei Drittel mit Sand und Steinen. Dann installierten sie ein spezielles Beleuchtungssystem, zum einen, um die Sandkönige, die das matte rote Licht bevorzugten, zu bescheinen, zum anderen, um holographische Bilder in das Becken zu projizieren. Über das Becken stülpten sie eine drehbare Plastikabdeckung, in die eine Füttervorrichtung eingebaut war. »Damit können Sie Ihre Sandkönige füttern, ohne den Deckel

vom Becken zu nehmen, erklärte Wo. »Sie wollen doch sicher nicht, daß die Mobilen entkommen.«

Die Abdeckung enthielt auch eine Klimaanlage, die den Feuchtigkeitsgehalt der Luft konstant hielt. »Sie wollen es trocken, aber nicht zu trocken«, erklärte Wo.

Zum Schluß kletterte einer der vierarmigen Arbeiter in das Becken und grub in jede der vier Ecken ein tiefes Loch. Einer seiner Kollegen reichte ihm die schlafenden Maws, die er, eine nach der anderen, aus ihren Tiefkühl-Transportbehältern holte.

An den Maws war nichts Besonderes. Sie sahen aus wie Klumpen gesprenkeltes, halb verdorbenes rohes Fleisch mit einem Mund, sagte sich Kress.

Die Arbeiter trugen eine in jede Ecke des Beckens. Dann wurde das Terrarium verschlossen, und die Arbeiter zogen ab.

»Die Wärme wird die Maws aus ihrem Kälteschlaf wecken«, sagte Wo. »In knapp einer Wochen werden die ersten Mobilen ausschlüpfen und sich zur Oberfläche durchgraben. Seien Sie darauf bedacht, daß Sie ihnen genug Nahrung geben. Sie brauchen ihre ganze Kraft, sich zu entwickeln. Ich schätze, sie werden in ungefähr drei Wochen mit dem Bau der Burg beginnen.«

»Und mein Gesicht? Wann werden sie mein Gesicht formen?«

»Zeigen Sie ihnen Ihr Hologramm in ungefähr einem Monat«, riet sie ihm. »Und bleiben Sie freundlich. Wenn Sie irgendeine Frage haben, rufen Sie an. Wo und Shade stehen zu Ihrer Verfügung.« Sie verbeugte sich und ging.

Kress schlenderte zum Bassin zurück und zündete sich einen Glücksstengel an. Die Wüste war still und leer. Er klopfte mit den Fingern ungeduldig gegen das Plastik und zuckte die Achseln,

Am vierten Tag war es Kress, als sähe er Bewegungen im Sand — feine, unterirdische Bewegungen.

Am fünften Tag sah er den ersten Mobilen, ein einfacher Weißer.

Am sechsten Tag zählte er ein Dutzend, Weiße, Rote und Schwarze. Die Orangefarbenen kamen verspätet. Er warf ihnen eine Schüssel voll halb verfaulter Speisereste hinein. Die Mobilen sahen es sofort, krabbelten hin und begannen Stücke in ihre Ecken zu tragen. Jede Farbengruppe war für sich hoch entwickelt. Sie kämpften nicht. Kress war ein bißchen enttäuscht, sagte sich jedoch, daß man ihnen Zeit lassen müsse.

Die Orangefarbenen kamen am achten Tag zum Vorschein. Zu diesem Zeitpunkt hatten die anderen Sandkönige bereits begonnen, kleine Steine zusammenzutragen und die ersten rohen Befestigungen zu errichten. Sie kämpften immer noch nicht. Jetzt hatten sie genau die Hälfte der Größe der Sandkönige, die Kress bei Wo und Shade gesehen hatte, aber er nahm an, sie würden schnell wachsen.

In der zweiten Woche begann der Bau der Burgen zu stocken. Organisierte Gruppen von Mobilen schleppten schwere Sandsteine — und Granitbrocken in ihre Ecken, wo andere Mobile mit ihren Kiefern und Zangen den Sand verteilten. Kress hatte sich eine Vergrößerungsbrille gekauft, mit der er sie bei der Arbeit beobachten konnte, wo auch immer sie sich im Becken befanden. Er ging immer wieder um das Becken herum und beobachtete sie. Es war faszinierend.

Für Kress' Geschmack waren die Burgen ein bißchen zu schmucklos, doch er hatte eine Idee. Am nächsten Tag warf er mit dem Fressen ein paar Obsidiane und farbige

Glassplitter in das Becken. Innerhalb von ein paar Stunden waren sie in die Burgwände integriert.

Die Burg der Schwarzen war zuerst fertig, gefolgt vom Bauwerk der Weißen und der Roten. Die Orangefarbenen waren wie gewöhnlich die letzten. Kress nahm seine Mahlzeiten nun regelmäßig im Wohnzimmer ein, er saß dabei auf der Couch und beobachtete sie. Er erwartete, daß der erste Krieg nun bald ausbrechen würde.

Er wurde enttäuscht. Die Tage verstrichen, die Burgen wurden höher und höher, und Kress verließ das Becken nur, um Toilette zu machen und wichtige geschäftliche Anrufe zu beantworten. Aber die Sandkönige kämpften nicht. Kress wurde unruhig.

Schließlich gab er ihnen nichts mehr zu fressen.

Zwei Tage nachdem das Manna aufgehört hatte aus ihrem Wüstenhimmel zu fallen, umringten vier schwarze Mobile ein Orangefarbenes und schleppten es zu ihrer Maw. Zuerst verstümmelten sie es, rissen ihm Kinnbacken, Fühler und Gliedmaßen aus und trugen es durch das dunkle Haupttor in ihre Miniaturburg. Es kam nicht wieder zum Vorschein. Innerhalb einer Stunde marschierten mehr als vierzig orangefarbene Mobile über den Sand und attackierten die Ecke der Schwarzen. Sie waren zahlenmäßig den Schwarzen unterlegen, die augenblicklich aus der Tiefe ihrer Burg hervorbrachen. Als der Kampf vorbei war, waren die Angreifer alle abgeschlachtet. Die Toten und Sterbenden wurden zerkleinert, um an die Schwarze Maw verfüttert zu werden.

Kress beglückwünschte sich selbst zu seinem Einfall.

Als er am nächsten Tag Fressen in das Becken fallen ließ, entbrannte gleich an drei Fronten ein Kampf um den größeren Anteil daran. Die Weißen siegten.

Danach folgte Krieg auf Krieg.

Fast ein Monat war vergangen, seit Jala Wo die Sandkönige geliefert hatte, als Kress den holographischen Projektor einschaltete und sein Gesicht im Becken erschien. Er drehte es langsam, damit sein starrer Blick auf alle vier Burgen fiel. Kress war zufrieden mit der Ähnlichkeit; es zeigte sein schelmisches Grinsen, den breiten Mund und die vollen Wangen. Seine blauen Augen sprühten, seine grauen Haare waren sorgfältig zu einem Seitenscheitel frisiert, die Augenbrauen dünn und kultiviert.

Bald darauf begannen die Sandkönige zu arbeiten. Kress fütterte sie reichlich, während sein Bild von ihrem Himmel herunterstrahlte.

Gleichzeitig hörten die Kämpfe auf. Alle Aktivitäten waren auf Verehrung gerichtet.

Sein Gesicht erschien auf den Burgwänden.

Zuerst erschienen ihm alle Schnitzereien gleich, aber als die Arbeit daran ihren Fortgang nahm und Kress die Reproduktionen begutachtete, begann er feine Unterschiede in Technik und Ausführung zu entdecken. Die Roten waren die kreativsten, da sie winzige Schieferstückchen verwendeten, um einen Grauton in die Haare zu bekommen. Das weiße Abbild erschien ihm jung und mutwillig, während das durch die Schwarzen modellierte Gesicht — obwohl es im Grunde genommen Linie für Linie dasselbe war — eher weise und gütig anmutete. Wie gewöhnlich waren die orangefarbenen Sandkönige spät dran und darum auch die letzten. Die Kriege waren nicht gut für sie verlaufen, und im Gegensatz zu den anderen Bauwerken sah ihre Burg recht traurig aus. Das Bild, das sie einritzten, war grob

karikierend, und es schien, als wollten sie es so belassen. Kress war darüber sehr pikiert, konnte aber nichts daran ändern.

Als alle Sandkönige die Arbeit an seinem Gesicht beendet hatten, schaltete Kress den Projektor aus und kam zu dem Schluß, daß es nun an der Zeit wäre, eine Party zu geben. Seine Freunde würden überrascht sein. Er konnte für sie sogar einen Krieg inszenieren, sagte er sich. Glücklicherweise vor sich hinsummend, begann er die Gästeliste aufzustellen.

Die Party wurde ein voller Erfolg.

Kress hatte dreißig Personen eingeladen: ein paar ausgewählte, engere Freunde, ein paar frühere Freundinnen und eine Auswahl an geschäftlichen und gesellschaftlichen Gegnern, die es sich nicht leisten konnten, seine Einladung zu ignorieren. Er wußte, daß einige von ihnen verwirrt, wenn nicht sogar aufgebracht wegen seiner Sandkönige waren. Er zählte auf sie. Er betrachtete es gewöhnlich als Fehlschlag, wenn nicht zumindest ein Gast übellaunig nach Hause ging.

Impulsiv setzte er Jala Wos Name auf die Liste. »Wenn Sie möchten, bringen Sie Shade mit«, fügte er hinzu, als er die Einladung an sie diktierte.

Ihre Einwilligung überraschte ihn ein wenig: »Shade wird leider nicht mitkommen können. Er geht nicht zu Gesellschaften. Ich selbst ergreife gerne die Gelegenheit, um zu sehen, was Ihre Sandkönige machen.«

Kress ordnete ein kostspieliges Abendessen an. Und als die Konversation endlich nur noch träge dahintröpfelte und die meisten seiner Gäste vom Wein und Glücksstengeln berauscht waren, schockierte er sie, indem er persönlich die Speisereste auf ihren Tellern in

eine große Schüssel einsammelte. »Kommt alle mit!« sagte er. »Ich will euch meine neuesten Tierchen zeigen.« Die Schüssel in den Händen, führte er sie in sein Wohnzimmer.

Zu seiner freudigen Erwartung lebten die Sandkönige auf. Er hatte sie zur Vorbereitung zwei Tage hungern lassen, jetzt waren sie in kriegertischer Stimmung. Während die Gäste das Becken umringten und durch die Vergrößerungsbrillen blickten, die Kress vorsorglich bereitgelegt hatte, lieferten die Sandkönige einen glorreichen Kampf um die Abfälle. Er zählte fast sechzig tote Mobile, als der Kampf vorüber war. Die Roten und Weißen, die ein Bündnis eingegangen waren, konnten das meiste Fressen davonschleppen.

»Kress, du bist ekelhaft«, sagte Cath m'Lane zu ihm. Vor zwei Jahren hatte sie eine kurze Zeit mit ihm zusammengelebt, bis ihm ihre rührselige Sentimentalität auf die Nerven gegangen war. »Ich war verrückt, nochmals hierher zu kommen. Ich dachte, du hättest dich geändert und wolltest dich entschuldigen.« Sie hatte ihm nie vergeben, daß sein Shambler einen niedlichen jungen Hund gefressen hatte, an dem sie sehr gehangen hatte. »Lade mich *nie* wieder hierher ein, Simon!« Sie stolzierte mit ihrem derzeitigen Liebhaber hinaus, begleitet von einem Riesengelächter.

Kress' übrige Gäste hatten unzählige Fragen.

»Woher kommen die Sandkönige?« wollten sie wissen.

»Von Wo und Shade, Importeure«, erwiderte er, mit einer höflichen Geste auf Jala Wo deutend, die den ganzen Abend ruhig und abseits geblieben war.

Warum verzierten sie ihre Burgen mit seinem Ebenbild?

»Weil ich der Ursprung aller guten Dinge bin.

Hoffentlich wißt ihr das alle!« Diese Erwiderung löste eine neue Woge von Gelächter aus.

»Werden sie noch einmal kämpfen?«

»Sicher, aber nicht heute abend. Seien Sie nicht enttäuscht. Wir feiern bestimmt noch weitere Partys.«

Jad Rakkis, ein Amateurxenologe, begann über andere Gesellschaftsinsekten und andere Kämpfe, die sie ausfochten, zu sprechen. »Diese Sandkönige sind amüsant, aber nichts Aufregendes. Ihr solltet zum Beispiel mal etwas über terranische Soldatenameisen lesen.«

»Sandkönige sind keine Insekten«, sagte Jala Wo scharf, aber Jad war in seinem Element, und niemand schenkte ihr die leiseste Beachtung. Kress lächelte sie an und zuckte die Achseln.

Malada Blane schlug vor, daß man bei der nächsten Zusammenkunft, um einen Kampf zu beobachten, Wetten abschließen sollte, und jedermann war von der Idee begeistert. Eine hitzige Diskussion über Regeln und Einsätze entbrannte. Fast eine Stunde lang debattierten sie. Endlich begannen die Gäste zu gehen.

Jala Wo war die letzte. »So«, sagte Kress zu ihr, als sie allein waren, »es scheint mir, als wären meine Sandkönige ein Volltreffer.«

»Es geht ihnen gut«, antwortete Wo. »Sie sind sogar schon größer als meine.«

»Ja«, sagte Kress, »außer den Orangefarbenen.«

»Das habe ich gesehen«, erwiderte Wo. »Es scheinen zwar viele zu sein, doch ihre Burg ist schäbig.«

»Nun, irgendeiner muß verlieren«, antwortete Kress. »Die Orangefarbenen waren zu spät dran, um größer zu werden und sich zu etablieren. Dafür werden sie bestraft.«

»Entschuldigen Sie«, sagte Wo, »aber darf ich fragen, ob Sie Ihre Sandkönige zur Genüge füttern?«

Kress hob die Schultern. »Von Zeit zu Zeit bekommen sie magere Kost. Das macht sie wilder.«

Sie runzelte die Stirn. »Es ist nicht nötig, sie hungern zu lassen. Lassen Sie sie zu ihrer Zeit kämpfen und aus ihren eigenen Gründen. Es ist ihre Natur, und Sie werden Konflikte erleben, die ergötzlich hinterlistig und komplex sind. Der dauernde Krieg, der durch Hunger hervorgerufen wird, ist einfallsslos und erniedrigend.«

Kress zahlte ihr das Stirnrunzeln mit starken Worten heim. »Sie befinden sich in meinem Haus, Wo, und hier bestimme ich, wer erniedrigt wird und wer nicht. Ich habe die Sandkönige so gefüttert, wie Sie es mir geraten haben, doch sie haben nicht gekämpft.«

»Sie müssen Geduld haben.«

»Nein«, antwortete Kress. »Schließlich bin ich ihr Herr und Gott. Warum sollte ich auf ihre Impulse warten? Sie kämpfen nicht oft genug, um mich zufriedenzustellen. Ich habe die Situation korrigiert.«

»Nun gut«, sagte Wo. »Darüber werde ich mit Shade sprechen.«

»Das ist weder Ihre noch seine Angelegenheit«, erwiderte Kress schroff.

»Dann wünsche ich Ihnen eine gute Nacht«, sagte Wo resignierend. Aber als sie in ihren Mantel schlüpfte, warf sie ihm einen letzten, mißbilligenden Blick zu. »Sehen Sie sich Ihre Gesichter an, Simon Kress«, warnte sie ihn. »Sehen Sie sich Ihre Gesichter an!« Dann ging sie.

Verwirrt ging er zum Becken zurück und starrte auf die Burgen. Seine Gesichter waren noch da, wie immer, aber... Er nahm seine Vergrößerungsbrille, setzte sie auf und betrachtete die Gesichter eine geraume Weile, aber

sogar damit war es schwierig, es herauszufinden, doch es schien ihm, als ob sich der Ausdruck auf den Gesichtern ein wenig verändert hätte, sein Lächeln schien irgendwie verzerrter, boshafter. Aber es war eine sehr feine Veränderung — wenn es überhaupt eine Veränderung war. Schließlich schob Kress seiner Einbildungskraft die Schuld zu und entschloß sich, Jala Wo zu keiner Party mehr einzuladen.

In den folgenden Monaten trafen sich Kress und ungefähr ein Dutzend seiner besten Freunde wöchentlich, um, wie er es auszudrücken beliebte, den ›Kriegsspielen‹ beizuwohnen. Jetzt war seine frühere Faszination für die Sandkönige vorbei, Kress verbrachte weniger Zeit neben dem Becken und mehr mit geschäftlichen Dingen und gesellschaftlichem Leben, trotzdem freute er sich, ein paar Freunde zu haben, die gelegentlich gern bei einem Krieg zusahen. Er hielt die Kämpfer in einem konstanten Hungerzustand. Das hatte einen starken Einfluß auf die orangefarbenen Sandkönige, die sichtlich weniger wurden, daß Kress sich schon fragte, ob ihre Maw tot sei. Aber den anderen ging es gut.

Manchmal in der Nacht, wenn er nicht schlafen konnte, nahm Kress eine Flasche Wein mit ins Wohnzimmer, wo der rote Schein seiner Miniaturwüste die einzige Lichtquelle darstellte. Er trank und beobachtete sie stundenlang. Gewöhnlich fand immer irgendwo ein Kampf statt; wenn nicht, konnte er leicht einen heraufbeschwören, indem er ein paar Speisereste ins Becken warf.

Kress' Freunde begannen auf die wöchentlichen Kämpfe zu wetten, so wie es Malada Blane vorgeschlagen hatte. Kress gewann reichlich, da er auf

die Weißen wettete, die zur kämpferisch und zahlenmäßig stärksten Kolonie im Becken geworden waren und die größte Burg besaßen. Einmal schob er die Abdeckung des Beckens beiseite und warf das Fressen direkt vor die Burg der Weißen, anstatt in die Mitte des Kampfplatzes, wo er gewöhnlich das Fressen hineinfallen ließ. So waren die anderen gezwungen, die Weißen in ihrer Festung anzugreifen, um überhaupt etwas zu fressen zu bekommen. Sie versuchten es auch. Doch die Weißen brillierten in ihrer Verteidigung. Kress gewann hundert Standards von Jad Rakkis.

Rakkis verlor tatsächlich fast jede Woche immer eine beträchtliche Summe wegen der Sandkönige. Er gab vor, umfangreiches Wissen über sie und ihre Art zu haben, und behauptete, daß er sie nach der ersten Party genauestens studiert habe, doch er hatte kein Glück mit seinen Wetten. Kress nahm an, daß Jads Behauptungen nur großspurige Prahlereien waren. Er hatte selbst ein bißchen versucht, die Sandkönige zu studieren, und war in einem Moment eitler Wißbegierde in die Bibliothek gegangen, um herauszufinden, von welcher Welt seine Haustiere ursprünglich herkamen. Aber im Verzeichnis der Bibliothek war das Stichwort Sandkönige überhaupt nicht vermerkt. Er wollte bei Wo vorbeigehen und sie danach fragen, doch andere Verpflichtungen hielten ihn davon ab, und er verlor bald das Interesse an der Frage.

Schließlich, nach einem Monat, in dem sein Verlust schon mehr als tausend Standards betrug, kam Rakkis mit einer kleinen Plastikschachtel unter dem Arm zu den Kriegsspielen. Darin befand sich ein spinnenähnliches Ding, mit feinen goldenen Haaren bedeckt.

»Eine Sandspinne«, verkündete Rakkis. »Von Cathaday. Ich bekam sie heute nachmittag von

t'Etherane, dem Tierhändler. Gewöhnlich werden die Giftsäcke entfernt, aber diese hier hat ihre noch. Bist du zum Spiel bereit, Simon? Ich will mein Geld zurück. Ich wette tausend Standards auf die Sandspinne gegen die Sandkönige.«

Kress betrachtete die Spinne in ihrem Plastikgefängnis. Seine Sandkönige waren gewachsen — sie waren doppelt so groß wie die Wos, wie sie es prophezeit hatte —, aber sie wurden von diesem Ding in den Schatten gestellt. Das Biest war giftig und sie nicht. Dafür gab es natürlich furchtbar viele von ihnen. Andererseits, die endlosen Sandkönigskriege wurden langsam ermüdend. Die Neuheit des Spiels interessierte ihn.

»In Ordnung«, sagte Kress. »Jad, du bist ein Narr. Die Sandkönige werden einfach so lange nicht zum Vorschein kommen, bis deine häßliche Kreatur tot ist.«

»Du wirst dich wundern, Simon«, erwiderte Rakkis lächelnd. »Die cathadayanische Sandspinne frißt gewöhnlich Höhlenbewohner, die sich in Ecken und Spalten verstecken, und ... Nun gut, beobachte selbst! Sie wird in die Burgen eindringen und die Maws fressen.«

Kress blickte finster drein und erntete damit allgemeines Gelächter. Damit hatte er nicht gerechnet. »Mach voran damit!« sagte er zornig. Dann holte er sich einen neuen Drink.

Die Spinne war zu groß, um sie bequem durch die Nahrungsklappe schieben zu können. Deshalb halfen zwei weitere Gäste Rakkis, die Abdeckplatte auf die Seite zu schieben, und Malada Blane gab ihm die Schachtel. Er schüttelte die Spinne heraus. Sie landete sanft auf einer Miniaturdüne vor der roten Burg und blieb einen Moment lang verwirrt stehen, ihre Kiefer arbeiteten, und die Beine zuckten bedrohlich.

»Mach schon!« drängte Rakkis. Sie hatten sich alle um das Becken versammelt. Kress setzte seine Brille auf. Wenn er wirklich tausend Standards verlieren sollte, wollte er wenigstens einen guten Blick auf das Geschehen haben.

Die Sandkönige hatten den Eindringling gesehen. Alle Aktivitäten im Bereich der roten Burg hatten aufgehört. Die kleinen roten Mobilen waren erstarrt und beobachteten.

Die Spinne begann sich in Richtung der dunklen Toröffnung zu bewegen. Über dem Turm starrte Simon Kress' Konterfei leidenschaftslos herab.

Plötzlich entwickelte sich eine verwirrende Aktivität. Die nächsten roten Mobilen gruppierten sich zu zwei Keilen und strömten über den Sand auf die Spinne zu. Noch mehr Krieger kamen aus der Burg und stellten sich in einer Dreierreihe auf, um den Einstieg in das unterirdische Gemach der Maw zu verteidigen. Weitere Krieger kamen über die Dünen geklettert, zurückgerufen zur Verteidigung der Burg.

Der Kampf entbrannte.

Die angreifenden Sandkönige krochen über die Spinne. Kiefer und Zangen schlossen sich um Beine und Leib und klammerten sich fest. Die Roten krabbelten die goldenen Beine hinauf auf den Rücken des Eindringlings. Sie bissen und rissen. Einer fand ein Auge und stach es mit seinen dünnen gelben Greifern aus. Kress lächelte spöttisch.

Aber sie waren *klein* und hatten außerdem kein Gift, und die Spinne blieb nicht stehen. Ihre Beine fegten die Sandkönige auf beiden Seiten weg. Ihre geifernden Kiefer ergriffen die Kämpfer und ließen sie gebrochen und erstarrt zurück. Schon lag ein Dutzend Roter

sterbend im Sand. Die Sandspinne kroch weiter und immer weiter. Sie bewegte sich geradewegs durch die Dreierformation der Verteidiger vor der Burg. Die Reihen schlossen sich um sie, bedeckten sie, kämpften einen verzweifelten Abwehrkampf. Eine Gruppe Sandkönige hatte ein Bein der Spinne durchgebissen. Verteidiger sprangen von der Turmspitze und landeten auf der zuckenden, schweren Masse.

Von Sandkönigen bedeckt taumelte die Spinne irgendwie in die Dunkelheit der Burg und verschwand.

Rakkis stieß einen tiefen Seufzer aus. Er sah blaß aus. »Wunderbar«, sagte irgend jemand. Malada Blane kicherte verhalten.

»Schau her!« sagte Idi Noreddian und stupste Kress am Arm.

Sie hatten sich so intensiv dem Gerangel in der Ecke gewidmet, daß keiner von ihnen die weiteren Aktivitäten im Becken beobachtet hatte. Nun war es in der Burg still, der Sand war wie leergefegt, abgesehen von den toten roten Mobilien — und plötzlich sahen sie es.

Drei Armeen hatten sich vor der roten Burg aufgestellt. Sie standen still, in perfekter Ordnung, Reihe um Reihe, Orangefarbene, Weiße und Schwarze — und warteten auf das, was aus der Tiefe hervorkommen würde.

Kress lächelte. »Ein *cordon sanitaire*«, sagte er. »Und schau dir mal die anderen Burgen an, Jad, wenn du willst!«

Rakkis tat es und fluchte. Gruppen von Mobilien mauerten die Tore mit Sand und Steinen zu. Wenn die Spinne ihr Eindringen in die Burg der Roten irgendwie überleben sollte, würde sie nicht so leicht in die anderen Burgen hineinkommen. »Ich hätte vielleicht vier Spinnen mitbringen sollen«, sagte Rakkis. »Trotzdem habe ich

gewonnen. Meine Spinne ist jetzt da unten und frißt deine verdammte Maw.«

Kress erwiderte nichts. Er wartete. Er sah Bewegung in den Schatten.

Auf einmal quollen rote Mobile aus dem Tor. Sie nahmen ihre Position auf der Burg wieder ein und begannen, den Schaden zu reparieren, den die Spinne angerichtet hatte. Die Schlachtreihen der Armeen lösten sich auf, und die Mobilien begannen, sich in ihre eigenen Ecken zurückzuziehen.

»Jad«, sagte Kress. »Ich glaube, du weißt nicht so recht, wer jetzt wen frißt.«

In der darauffolgenden Woche brachte Rakkis vier schlanke Silberschlangen mit. Die Sandkönige erledigten sie ohne viel Aufhebens.

Das nächstemal versuchte er es mit einem schwarzen Vogel. Er fraß mehr als dreißig weiße Mobile, und sein Flügelschlagen und seine Ungeschicklichkeit zerstörten ihre Burg, aber letzten Endes ermüdeten seine Flügel, und die Sandkönige griffen ihn an, wo auch immer er sich niederließ.

Danach kam eine Schachtel mit Insekten, bewaffnete Kämpfer, den Sandkönigen an sich nicht unähnlich. Aber dumm, dumm! Eine alliierte Kampfgruppe der Orangefarbenen und Schwarzen durchbrach ihre Formation, teilte sie und zerfetzte sie.

Rakkis begann, Kress Schuldscheine auszustellen.

Zu dieser Zeit traf Kress eines Abends, als er im Asgard, seinem Lieblingsrestaurant, zu Abend aß, erneut auf Cath m'Lane. Er blieb höflich an ihrem Tisch stehen, erzählte ihr von den Kriegsspielen und lud sie ein dabeizusein. Sie errötete, faßte sich aber gleich wieder

und wurde frostig. »Irgend jemand muß dir Einhalt gebieten, Simon. Und ich glaube, das werde ich sein«, sagte sie.

Kress zuckte die Achseln, genoß das ausgezeichnete Essen und dachte nicht mehr an ihre Drohung.

Bis eine Woche später eine kleine, kräftige Frau vor seiner Tür stand und ihm eine Polizeimarke zeigte. »Gegen Sie sind Klagen eingegangen«, sagte sie. »Haben Sie ein Becken mit gefährlichen Insekten, Mr. Kress?«

»Keine Insekten«, erwiderte er mürrisch. »Kommen Sie, ich werde sie Ihnen zeigen!«

Als sie die Sandkönige gesehen hatte, schüttelte sie den Kopf.

»Das ändert nichts. Was wissen Sie sonst noch über diese Kreaturen? Wissen Sie, von welcher Welt sie kommen? Sind sie über das Ökologische Institut eingeführt worden? Haben Sie für diese Lebewesen eine Lizenz? Wir haben eine Anzeige, derzufolge sie Fleischfresser und deshalb gefährlich sind. Des weiteren sollen sie halbintelligent sein. Von wem haben Sie diese Kreaturen?«

»Von Wo und Shade«, antwortete Kress.

»Von denen habe ich noch nie gehört«, entgegnete die Frau. »Wahrscheinlich haben sie sie eingeschmuggelt, weil sie sehr wohl wissen, daß unsere Ökologen sie niemals zulassen würden. Nein, Kress, das kann ich nicht dulden. Ich werde dieses Becken konfiszieren und zerstören lassen. Und Sie werden eine hohe Geldstrafe zu erwarten haben.« Kress bot ihr hundert Standards, damit sie alles über ihn und seine Sandkönige vergesse.

Sie machte »ts, ts, ts«, und sagte: »Nun muß ich auch noch Bestechung als weiteren Belastungspunkt gegen Sie hinzufügen.«

Sie war erst zu überzeugen, als er bei zweitausend Standards angelangt war. »Es wird nicht leicht werden, müssen Sie wissen«, sagte sie. »Formalitäten müssen umgangen, Berichte gefälscht werden. Und um eine gefälschte Einfuhrgenehmigung von den Ökologen zu bekommen, bedarf es viel Zeit. Nicht zu vergessen die Verhandlungen mit dem Kläger. Was ist, wenn sie wieder anruft?«

»Überlassen Sie das mir«, antwortete Kress.
»Überlassen Sie das getrost mir.«

Darüber dachte er eine Weile nach. An diesem Abend führte er ein paar Telefongespräche.

Zuerst rief er t'Etherane, den Tierhändler, an. »Ich möchte einen Hund kaufen«, sagte er. »Einen jungen Hund.«

Der rundgesichtige Kaufmann betrachtete ihn fassungslos. »Ein Hündchen? Das ist doch sonst nicht deine Art, Simon. Warum kommst du nicht selbst her? Ich habe eine hübsche Auswahl.«

»Ich will eine bestimmte *Art* Hündchen«, antwortete Kress. »Schreib auf. Ich beschreibe dir, wie er aussehen muß.«

Danach rief er Idi Norredian an. »Idi«, begann er. »Ich hätte dich gern mit deiner ganzen Holo-Ausrüstung heute abend hier. Ich habe eine tolle Idee. Ich möchte einen Sandkönigskampf aufnehmen. Ein Geschenk für einen meiner Freunde.«

Nach der Nacht, in der sie die Aufnahmen gemacht hatten, stand Kress sehr spät auf. Er sah sich sein umstrittenes neues Stück in seinem Sensorium an, stärkte sich mit einem schnellen Frühstück, rauchte ein paar Glücksstengel und köpfte eine Flasche Wein. Sehr

zufrieden mit sich selbst, wanderte er mit dem Glas in der Hand ins Wohnzimmer.

Die Lichter waren aus. Der rote Schimmer des Terrariums ließ die Schatten rötlich-glühend erscheinen. Kress ging zu seinem Herrschaftsbereich, neugierig, wie weit die Schwarzen wohl mit der Reparatur an ihrer Burg gekommen waren. Das Hündchen hatte sie zertrümmert.

Die Restaurationsarbeiten gingen gut voran. Aber als Kress die Tätigkeit durch seine Brille begutachtete, betrachtete er zufällig das Gesicht an der Sandschlößchenwand genauer. Es erschreckte ihn.

Er drehte sich um, blinzelte, nahm einen tiefen Zug Wein und sah es sich wieder an.

Das Gesicht an der Wand war zwar immer noch seins, aber es war irgendwie verkehrt, die Züge waren seltsam *verzerrt*. Er hatte aufgeschwemmte Schweinebacken; sein Lächeln glich einem boshaften Grinsen. Er sah unheimlich böse aus.

Unbehaglich ging er um das Becken herum und inspizierte die anderen Burgen. Bei jeder war es ein bißchen anders, aber im Grunde genommen doch überall dasselbe.

Die Orangefarbenen hatten die feineren Details wie üblich ausgelassen, aber das Ergebnis erschien dennoch monströs und ungeschliffen; ein brutaler Mund und geistlose Augen.

Die Roten hatten ihn mit einem satanischen Lächeln ausgestattet. Seine Mundwinkel schienen merkwürdig zu zucken.

Die Weißen, seine Lieblinge, hatten einen grausamen, idiotischen Gott geschnitzt.

Ärgerlich warf Kress sein Weinglas durch das Zimmer. »Ihr *wagt* es«, sagte er mit zusammengepreßten Lippen.

»Nun werdet ihr eine Woche lang nichts zu essen bekommen, ihr verdammten ...« Seine Stimme überschlug sich. »Ich werde euch lehren!«

Er hatte eine Idee. Er verließ das Zimmer und kehrte einen Augenblick später mit einem antiken, eisernen Wurfswert in der Hand zurück. Es war einen Meter lang, und die Spitze war immer noch scharf. Kress lächelte, kletterte hinauf und schob die Abdeckplatte des Beckens beiseite, gerade so weit, daß er Freiraum genug hatte und eine Ecke der Wüste freigelegt war. Er lehnte sich hinunter und stieß das Schwert in die Burg der Weißen, stieß immer wieder zu, zerstörte Türme, Schutzwälle und Mauern. Sand und Steine fielen durcheinander und begruben die krabbelnden Sandkönige unter sich. Ein Schlag seiner Hand löschte die Gesichtszüge der unverschämten, schmählischen Karikatur aus, die die Sandkönige aus seinem Gesicht gemacht hatten. Dann zielte er mit der Schwertspitze auf den dunklen Eingang, der in die Tiefe, in das Gemach der Maw hinabführte; er stieß mit aller Kraft zu und traf auf Widerstand. Er hörte einen leisen, quiekenden Laut. Alle Mobilen zitterten und fielen hin. Befriedigt zog Kress das Schwert zurück.

Er beobachtete sie einen Moment lang, um zu sehen, ob er wohl die Maw getötet hatte. Die Spitze des Wurfswertes war feucht und schleimig. Aber plötzlich begannen sich die weißen Sandkönige wieder zu bewegen — schwach und langsam — aber sie bewegten sich.

Er war gerade dabei, die Abdeckplatte zurückzuschieben und sich einer der anderen Burgen zuzuwenden, als er etwas auf seinem Arm krabbeln spürte.

Er schrie auf, ließ das Schwert fallen und schleuderte den Sandkönig von seinem Arm. Er fiel auf den Teppich, und Kress zermalmte ihn mit der Ferse, er trampelte noch auf ihm herum, als er schon längst tot war. Es hatte geknirscht, als er auf ihm stand. Danach verschloß er zitternd schnell wieder das Becken. Er duschte und untersuchte sich sorgfältig. Er kochte seine Kleider aus.

Später, nachdem er mehrere Glas Wein getrunken hatte, kehrte er ins Wohnzimmer zurück. Er schämte sich ein bißchen, weil er wegen des Sandkönigs so erschrocken war. Aber er wollte das Becken nicht noch mal aufmachen. Von jetzt an würde das Becken dauernd geschlossen bleiben. Dennoch, er mußte die anderen noch quälen.

Er entschied, seinen Denkapparat mit einem weiteren Glas Wein zu ölen. Als er es getrunken hatte, kam ihm eine Idee. Er trat an das Becken und drehte an den Feuchtigkeitskontrollen.

Dann schlief er auf der Couch ein, das Weinglas noch immer in der Hand, während die Sandburgen vom Regen aufgeweicht wurden.

Kress wurde durch ein heftiges Pochen an seiner Haustür geweckt.

Er setzte sich auf, fühlte sich zerschlagen und hatte Kopfschmerzen. Einen Wein-Kater zu haben ist immer das Schlimmste, dachte er. Er schlurfte zur Eingangstür.

Cath m'Lane stand draußen. »Du bist ein Monster«, schrie sie. Ihr Gesicht war geschwollen, aufgedunsen und von Tränenspuren verschmiert. »Ich habe die ganze Nacht geheult, bloß wegen dir verdammtem Kerl. Aber ab jetzt nie mehr, Simon. Nie mehr!«

»Beruhige dich«, sagte er und hielt sich den Kopf. »Ich

habe einen Kater.«

Sie fluchte, schob ihn beiseite und ging ins Haus. Der Shambler kam um die Ecke, um zu sehen, was für ein Krach das war. Sie spuckte ihn an und stapfte ins Wohnzimmer. Kress wankte ihr auf unsicheren Beinen nach. »Hör auf!« rief er. »Was willst du ... Du kannst doch nicht ...« Von plötzlichem Entsetzen gepackt hielt er inne. Sie hielt einen schweren Hammer in der linken Hand. »Nein!« sagte er.

Sie ging direkt zu dem Becken der Sandkönige. »Du liebst doch diese kleinen charmanten Kerlchen so sehr, Simon. Dann kannst du auch mit ihnen leben!«

»*Cath!*« schrie er.

Den Hammerstiel mit beiden Händen umgreifend, hieb sie so fest sie konnte gegen eine Seite des Beckens. Das Geräusch des Aufschlags ließ Kress' Kopf dröhnen, und er gab einen tiefen, heulenden Ton der Verzweiflung von sich. Aber das Plastik hielt.

Sie schwang den Hammer erneut. Diesmal hörte man ein Krachen, und ein Netz aus dünnen Linien erschien auf der Beckenwand.

Kress warf sich auf sie, als sie zu einem dritten Schlag ausholte. Sie fielen um und rollten übereinander. Sie verlor ihren Hammer und versuchte, Kress zu würgen, doch er machte sich frei und biß ihr in den Arm, bis Blut floß. Beide standen keuchend auf.

»Du solltest dich sehen, Simon«, sagte sie grimmig. »Blut tröpfelt aus deinem Mund. Du siehst aus wie einer deiner Lieblinge. Magst du den Geschmack?«

»Verschwinde!« erwiderte er. Er sah das Wurfswert, wo er es vergangene Nacht fallen gelassen hatte, und hob es auf. »Verschwinde!« wiederholte er und fuchtelte drohend mit dem Schwert. »Komm bloß nicht in die

Nähe des Beckens!«

Sie lachte ihn aus. »Das wagst du nicht«, sagte sie. Sie bückte sich und hob ihren Hammer auf.

Kress schrie sie an und stieß vor. Bevor er überhaupt genau wußte, was geschah, hatte sich die Eisenspitze schon durch ihren Bauch gebohrt. Cath m'Lane blickte ihn und das Schwert in ihrem Bauch überrascht an. Kress stolperte zurück und wimmerte: »Das wollte ich nicht... Ich wollte nur...«

Sie war durchbohrt, blutete entsetzlich und war dem Tode nahe, aber trotzdem fiel sie nicht hin. »Du Monster«, konnte sie noch sagen, obwohl ihr Mund voller Blut war. Und sie drehte sich, trotz des Schwertes in sich, herum und warf sich mit letzter Kraft gegen das Becken. Die beschädigte Wand zerbrach, und Cath m'Lane stürzte in einer Lawine von Plastik, Sand und Unrat ins Becken.

Kress gab kurze, hysterische Laute von sich und sprang auf die Couch.

Sandkönige krochen aus dem Unrat auf den Wohnzimmerboden. Sie krabbelten über den Leichnam von Cath. Ein paar krochen versuchsweise wagemutig über den Teppich. Bald folgten ihnen mehr.

Er beobachtete, wie eine Kolonne erschien, ein lebendes, sich windendes Karree aus Sandkönigen, die etwas trugen — etwas Schleimiges und Gesichtloses, einen Klumpen rohes Fleisch, so groß wie ein Menschenkopf. Sie trugen es aus dem Becken. Es pulsierte.

Da verlor Kress den Kopf und rannte davon.

Es war schon später Nachmittag, ehe er den Mut fand, nach Hause zurückzukehren. Er war zu seinem Gleiter

gerannt und in die nächste Stadt geflogen, die fast fünfzig Kilometer entfernt war, noch immer ganz krank vor Angst. Aber einmal in Sicherheit, fand er ein kleines Restaurant, trank mehrere Tassen Kaffee und schluckte zwei Tabletten gegen seinen Kater, frühstückte und gewann schließlich seine Fassung wieder.

Es war ein schrecklicher Morgen gewesen, aber darüber nachzubrüten, würde keine Lösung bringen. Er bestellte noch einen Kaffee und bedachte seine Situation mit kühler Vernunft.

Cath m'Lane war durch seine Hand gestorben. Konnte er es melden und behaupten, daß es ein Unfall gewesen sei? Unwahrscheinlich. Schließlich hatte er sie selbst soweit getrieben und die Polizistin gebeten, sie ihm zu überlassen. Er mußte sich von den Indizien befreien und konnte nur hoffen, daß Cath niemandem ihre Pläne für den heutigen Tag mitgeteilt hatte. Es war sehr unwahrscheinlich, daß sie das getan hatte. Sie konnte sein Geschenk erst am Abend zuvor erhalten haben. Sie hatte gesagt, daß sie die ganze Nacht geheult hätte, und sie war allein gewesen, als sie angekommen war. Nun gut, er mußte nur eine Leiche und einen Gleiter loswerden.

Blieben noch die Sandkönige. Sie stellten eine größere Schwierigkeit dar. Kein Zweifel, sie waren bestimmt alle entkommen. Er stellte sich vor, wie sie in seinem Haus herumkrabbelten, in seinem Bett, seinen Kleidern und von seinen Nahrungsmitteln Besitz ergriffen — das ließ ihn frösteln. Es sollte nicht so schwierig sein, sie zu töten, dachte er. Er mußte nicht auf alle Mobilien achten. Nur auf die vier Maws, das war alles. Das konnte er tun. Wie er selbst gesehen hatte, waren sie groß. Er würde sie finden und sie töten. Er war ihr Gott gewesen, nun würde er ihr Zerstörer sein.

Er ging zuerst einkaufen, bevor er nach Hause flog. Er kaufte sich einen eng anliegenden Schutzanzug, der ihn von Kopf bis Fuß bedeckte, einige Behälter mit Giftkugeln gegen Felshüpfer und einen Sprühkanister, der ein illegales, starkes Schädlingsbekämpfungsmittel enthielt. Des weiteren erstand er eine Magnalock-Schleppvorrichtung.

Als er am späten Nachmittag landete, ging er methodisch vor. Zuerst befestigte er Caths Gleiter mit der Magnalock an seinem. Als er ihn durchsuchte, hatte er zum erstenmal Glück. Das Kristallplättchen mit dem Holo von Idi Noreddian vom Kampf der Sandkönige lag auf dem Vordersitz. Deswegen hatte er sich Sorgen gemacht.

Als die Gleiter soweit fertig waren, schlüpfte er in seinen Schutzanzug und ging ins Haus, um Cath' Leiche zu holen.

Sie war nicht mehr da.

Er stocherte vorsichtig in dem schnell trocknenden Sand, doch es gab keine Zweifel, der Leichnam war verschwunden. War sie nicht tot gewesen? Konnte sie sich selbst weggeschleppt haben? Unwahrscheinlich, aber Kress suchte trotzdem. Eine flüchtige Durchsuchung des Hauses brachte weder den Leichnam noch irgendein Zeichen von Sandkönigen zum Vorschein. Er hatte nicht genügend Zeit für eine gründlichere Untersuchung, nicht mit dem belastenden Gleiter vor der Haustür. Er beschloß, es später noch einmal zu versuchen.

Ungefähr siebzig Kilometer nördlich von Kress' Anwesen befand sich eine Anzahl noch tätiger Vulkane. Dahin flog er mit Cath' Gleiter im Schlepp. Über dem Kegel des größten Vulkans klinkte er die Magnalock aus

und beobachtete, wie der Gleiter hineinplumpste und in der Lava verschwand.

Es dämmerte bereits, als er nach Hause zurückkehrte. Das gab ihm einen Aufschub. Einen Augenblick lang dachte er daran, in die Stadt zurückzufliegen und dort die Nacht zu verbringen. Doch er schob diesen Gedanken beiseite. Es gab Arbeit genug. Er war noch nicht sicher.

Er verteilte die Giftkugeln an der Außenfront seines Hauses. Niemand würde das merkwürdig finden. Er hatte schon immer Schwierigkeiten mit Felshüpfern gehabt. Als die Arbeit getan war, holte er den Kanister mit dem Schädlingsbekämpfungsmittel und verschwand im Haus.

Er ging Zimmer für Zimmer des Hauses durch und knipste überall das Licht an, bis er ganz von künstlicher Helligkeit umgeben war. Im Wohnzimmer räumte er auf, schaufelte Sand- und Plastikteile in das kaputte Becken zurück. Die Sandkönige waren alle verschwunden, das hatte er befürchtet. Die Burgen waren eingesunken und zusammengefallen, zerstört vom Wasser. Kress untersuchte sie, und das, was von ihnen übriggeblieben war, fiel in sich zusammen, als es trocknete.

Er runzelte die Stirn und suchte weiter, den Kanister mit dem Schädlingspray hatte er über die Schulter gehängt.

Tief unten im Weinkeller entdeckte er schließlich Cath m'LANEs Leichnam. Er lag am Fuße der Treppe, die Glieder zuckten, als bewege er sich. Weiße Mobile schwärmten darüber, und als Kress genauer hinsah, bemerkte er, daß sich der Leichnam ruckartig über den festgestampften Sandboden bewegte.

Er lachte und drehte das Licht auf Maximum. In einer Ecke war eine flache, kleine irdene Burg und ein schwarzes Loch zwischen zwei Weingerüsten zu sehen.

An der Kellerwand konnte Kress die groben Umrisse seines Gesichts ausmachen.

Der Leichnam verschob sich wieder, er bewegte sich ein paar Zentimeter in Richtung der Burg. Kress hatte eine plötzliche Vision der weißen Maw, wie sie hungrig darauf wartete. Sie wäre vielleicht fähig, mit dem Mund Cath' Fuß zu verschlingen, aber weiter nichts. Es war zu absurd. Er lachte wieder und begann in den Keller hinabzusteigen, den Finger am Abzug des Schlauches, der um seinen rechten Arm geschlungen war. Die Sandkönige — Hunderte von ihnen bewegten sich wie ein einziger — ließen den Leichnam augenblicklich im Stich und sammelten sich zu einer Kampfformation, ein weißes Feld zwischen ihm und ihrer Maw.

Plötzlich hatte Kress eine andere Idee. Er lächelte und löste seinen Finger vom Abzug. »Cath war schon immer schwer verdaulich«, sagte er, selbst von seinem Witz belustigt. »Besonders für jemand von eurer Größe. Darum laßt mich euch helfen. Wozu sind Götter denn da?«

Er ging wieder hinauf und kehrte bald darauf mit einem Hackmesser zurück. Die Sandkönige warteten geduldig und beobachteten Kress, der Cath m'Lane in kleine, »mundgerechte« Stücke schnitt.

In dieser Nacht schlief Kress in seinem Schutzanzug, das Schädlingsbekämpfungsmittel in Reichweite, aber er benötigte es nicht. Die Weißen blieben übersättigt im Keller, und von den anderen sah er nichts.

Am nächsten Morgen beendete er die Aufräumarbeiten im Wohnzimmer. Als er fertig war, deutete nichts auf einen Kampf hin, abgesehen von dem kaputten Becken.

Er nahm ein leichtes Frühstück zu sich und überdachte die Jagd nach den noch fehlenden Sandkönigen. Bei Tageslicht war es nicht so schwierig. Die Schwarzen hatten sich in seinem Steingarten niedergelassen, wo sie eine klotzige Burg aus Obsidian und Quarz errichteten. Die Roten fand er auf dem Grund seines leeren Swimming-Pools, der sich über die Jahre teilweise mit vom Wind herbeigewehtem Sand gefüllt hatte. Er sah Mobile beider Farben über sein Grundstück krabbeln, und ein paar von ihnen trugen Giftkugeln zu ihren Maws. Kress mußte lachen. Er sagte sich, daß der Kauf des Schädlingsbekämpfungsmittels unnötig gewesen war. Natürlich wollte er keinen Kampf riskieren, wenn das Gift seine Arbeit verrichten konnte. Beide Maws mußten am Abend tot sein.

Blieben nur noch die orangefarbenen Sandkönige übrig. Kress umkreiste sein Anwesen mehrere Male in einem immer größeren Bogen, aber er fand keine Spur von ihnen. Als er in seinem Schutzanzug zu schwitzen begann — es war ein heißer, trockener Tag —, sagte er sich, daß ihr Verschwinden ohne Bedeutung war. Und wenn sie noch in der Umgebung sein sollten, fraßen sie wahrscheinlich auch von den Giftkugeln, so wie es die Roten und Schwarzen taten.

Er zertrat mehrere Sandkönige mit einer gewissen Befriedigung, als er ins Haus zurückging. Drinnen entledigte er sich des Schutzanzugs, nahm ein opulentes Mittagessen ein und begann sich endlich zu entspannen. Alles war unter Kontrolle. Zwei der Maws waren bald außer Gefecht; die dritte war sicher zu finden, um sich ihrer zu entledigen, wenn sie seinen Zwecken gedient hatte, und er hatte keine Zweifel, daß er die vierte auch noch finden würde. Jede Spur von Cath' Besuch war

damit ausgelöscht.

Seine Träumereien wurden unterbrochen, als der Bildschirm zu blinken anfang. Es war Jad Rakkis, der ihm etwas von Kannibalen-Würmern vorschwatzte, die er zu den am Abend stattfindenden Kriegsspielen mitzubringen gedachte.

Kress hatte das ganz vergessen, doch er fand schnell die Fassung wieder. »Oh, Jad, es tut mir leid. Ich habe vergessen, es dir mitzuteilen. Mir wurde das Ganze langweilig, ich habe mir die Sandkönige vom Hals geschafft. Häßliche kleine Biester. Es tut mir leid, aber es gibt keine Party heute abend.«

Rakkis war empört. »Aber was soll ich jetzt mit meinen Würmern machen?«

»Leg sie in ein Körbchen und schick sie deiner Liebsten«, antwortete Kress und legte auf. Schnell begann er die anderen anzurufen. Er konnte jetzt niemanden bei sich gebrauchen, wo die Sandkönige noch lebten und sein Anwesen eingenommen hatten.

Als er Idi Noreddian anrief, bemerkte Kress ein ärgerliches Versehen. Der Schirm wurde klar, und das bedeutete, daß am anderen Ende jemand sprach. Kress legte auf.

Idi traf genau eine Stunde später pünktlich ein. Sie war überrascht, daß die Party nicht stattfand, aber trotzdem glücklich, einen Abend allein mit Kress verbringen zu können. Er erfreute sie mit der Geschichte von Cath' Reaktion auf das Holo, das sie zusammen angefertigt hatten. Während er sprach, stellte er durch geschickte Fragen fest, daß sie niemandem von diesem Streich erzählt hatte. Er nickte befriedigt und füllte ihre Weingläser. Es war nur noch ein Schlückchen übrig. »Ich muß eine neue Flasche holen«, sagte er. »Komm mit mir

in den Weinkeller und hilf mir, ein gutes Tröpfchen auszusuchen. Du hast schon immer einen besseren Geschmack gehabt als ich.«

Sie ging bereitwillig mit, stutzte aber an der Kellertreppe, als Kress die Tür öffnete und ihr andeutete voranzugehen. »Wo ist das Licht?« fragte sie. »Und dieser Geruch — was ist das für ein seltsamer Geruch, Simon?«

Als er sie schubste, sah sie wirklich überrascht aus. Sie schrie, während sie die Treppe hinunterfiel. Kress verschloß die Tür und begann sie mit dem Drucklufthammer, den er für diesen Zweck zurechtgelegt hatte, mit Brettern zuzunageln. Als er seine Arbeit beendet hatte, hörte er Idi stöhnen. »Ich bin verletzt«, rief sie. »Simon, was soll das bedeuten?« Plötzlich kreischte sie auf und begann zu schreien.

Es dauerte eine knappe Stunde. Kress ging in sein Sensorium und wählte eine freche Komödie, um das Schreien aus seinem Gedächtnis zu löschen.

Als er sicher war, daß sie tot sein mußte, flog Kress ihren Gleiter zu den nördlichen Vulkanen und ließ ihn darin verschwinden. Die Magnalock war eine gute Anschaffung gewesen.

Am nächsten Morgen drangen merkwürdige, kratzende Geräusche aus dem Weinkeller, als Kress herunterkam, um die Lage zu überprüfen. Unruhig hörte er ein paar Augenblicke lang zu und überlegte, ob Idi womöglich überlebt haben könnte und jetzt versuchte herauszukommen. Das schien ihm unwahrscheinlich; es mußten die Sandkönige sein. Kress wollte solche Verwicklungen nicht. Er beschloß, die Tür verschlossen zu halten, zumindest eine Weile. Mit einer Schaufel ging

er nach draußen, um die rote und die schwarze Maw in ihren Burgen zu begraben.

Doch er fand sie sehr lebendig vor.

Die Burg der Schwarzen aus Vulkangestein glitzerte, und die Sandkönige waren darüber verteilt, reparierten und besserten aus. Der höchste Turm reichte ihm bis zur Hüfte und darauf war eine schreckliche Karikatur seines Gesichts abgebildet. Als er sich näherte, hielten die Schwarzen in ihrer Arbeit inne und formierten sich zu einer bedrohlichen Phalanx. Kress blickte hinter sich und sah weitere, die seinen Fluchtweg abschnitten. Entsetzt warf er die Schaufel weg und rannte aus der Falle, wobei er mehrere Mobile zertrat.

Die Burg der Roten lehnte an der Wand des Swimmingpools.

Die Maw saß sicher auf einem Fleck, umgeben von Sand, Zement und Festungsanlagen. Die Roten waren über den ganzen Boden verstreut. Kress beobachtete, wie sie einen erlegten Felshüpfer und eine große Eidechse in die Burg schleppten. Erschrocken trat er vom Beckenrand zurück und hörte etwas knirschen. Er sah hinab und erblickte drei Mobile, die an seinen Beinen hinaufkletterten. Er schüttelte sie ab und zertrat sie, doch andere näherten sich ihm schnell. Sie waren größer, als er sie in Erinnerung hatte. Manche waren fast so dick wie sein Daumen.

Er rannte.

Endlich erreichte er die Sicherheit des Hauses, sein Herz klopfte bis zum Hals, und er atmete schwer. Er schloß die Tür hinter sich und beeilte sich, sie zu verriegeln. Sein Haus war seuchenfest. Hier drinnen würde er sicher sein.

Ein starker Drink beruhigte seine Nerven. *Gift kann*

ihnen also nichts anhaben, dachte er. Er hätte es eigentlich wissen müssen. Jala Wo hatte ihn gewarnt, daß die Maws alles fressen würden. Er mußte das Schädlingsbekämpfungsmittel anwenden. Er nahm einen weiteren Drink, um ein gutes Augenmaß zu bekommen, legte seinen Schutzanzug an und schnallte den Kanister auf den Rücken. Er öffnete die Tür.

Draußen warteten die Sandkönige.

Zwei Armeen standen vor ihm, Verbündete gegen den gemeinsamen Feind. Es waren viel mehr, als er angenommen hatte. Die verdammten Maws mußten brüten wie die Felshüpfer. Die Mobilen waren überall, ein einziges brodelndes Meer.

Kress brachte den Schlauch in Anschlag und zog am Abzug.

Wo immer auch der Nebel niedersank, zuckten die Sandkönige unnatürlich und starben in plötzlichen Krämpfen. Kress lächelte. Sie waren ihm nicht ebenbürtig. Er sprühte in einem weiten Bogen vor sich und stieg vertrauensvoll über eine Vielzahl schwarzer und roter Körper hinweg. Die Armeen zogen sich zurück. Kress rückte vor, darauf erpicht, sich zu ihren Maws durchzukämpfen. Plötzlich stoppte der Rückzug. Über tausend Sandkönige wogten auf ihn zu.

Kress hatte den Gegenangriff erwartet. Er blieb stehen und ließ sein Nebelschwert schwungvoll in großen überschlagenden Hieben an sich vorbeiziehen. Sie kamen auf ihn zu und starben. Ein paar kamen durch; er konnte nicht überall gleichzeitig sprühen. Er spürte, wie sie seine Beine hinaufkletterten, fühlte ihre Zangen in die Oberfläche aus verstärktem Plastik seines Schutzanzugs beißen. Er ignorierte sie und sprühte weiter.

Dann begann er, sanfte Schläge auf Kopf und Schultern

zu spüren.

Kress zitterte, drehte sich um und blickte nach oben. Die Vorderfront seines Hauses war übersät mit Sandkönigen. Rote und Schwarze, zu Hunderten. Sie warfen sich in die Luft und regneten auf ihn herab. Sie fielen um ihn herum auf die Erde. Einer landete auf seinem Gesicht, und seine Kieferzangen bewegten sich einen schrecklichen Moment lang vor seinen Augen, bevor er ihn wegschnippte.

Er nahm den Schlauch auf, sprühte in die Luft, sprühte auf das Haus; er sprühte so lange, bis die aus der Luft gekommenen Sandkönige alle tot waren oder im Sterben lagen. Der Nebel legte sich auf ihn und erzeugte Hustenreiz. Aber er sprühte weiter. Als endlich die Front des Hauses sauber war, wandte Kress seine Aufmerksamkeit wieder dem Boden zu.

Sie waren überall, Dutzende huschten über seinen Körper, Hunderte beeilten sich, zu ihnen zu stoßen. Er legte den Nebelstrahl auf sie an. Der Schlauch ging kaputt. Kress hörte ein lautes Zischen, und der nutzlose Nebel spritzte in einer großen Wolke zwischen seinen Schultern nach oben, umfing ihn, erstickte ihn, daß seine Augen brannten und trännten. Er tastete nach dem Schlauch, seine Hand war von sterbenden Sandkönigen bedeckt. Der Schlauch war entzwei; sie hatten ihn durchgebissen. Er war umgeben von einer Wolke Schädlingsbekämpfungsmittel. Er sah nichts mehr. Er stolperte, schrie und begann zum Haus zurückzulaufen, während er Sandkönige von seinem Körper schlug.

Drinnen verschloß er die Tür und wälzte sich auf dem Teppich, rollte hin und her, bis er sicher war, daß er sie alle erdrückt hatte. Inzwischen war der Kanister leer, denn er zischte nur noch schwach. Kress streifte seinen

Schutzanzug ab und duschte. Der heiße Strahl verbrühte ihn fast; seine Haut war rot und überreizt, aber die Hitze vertrieb das Kribbeln auf der Haut.

Er zog seine dickste Kleidung an, dicke Arbeitshosen und Lederschuhe, nachdem er sie erst nervös ausgeschüttelt hatte. »Verdammt«, murmelte er. »Verdammt!« Sein Hals war trocken. Nachdem er das Foyer gründlich durchsucht hatte, um sicher zu sein, daß es sauber war, setzte er sich hin und genehmigte sich einen Drink. »Verdammt!« wiederholte er. Seine Hand zitterte, als er eingoß, und er verschüttete etwas Schnaps auf den Teppich.

Der Alkohol beruhigte ihn, doch er ließ die Furcht nicht schwinden. Kress nahm einen weiteren Drink und trat vorsichtig ans Fenster. Die Sandkönige bewegten sich über die dicke Plasticscheibe. Er zuckte die Achseln und ging an seine Kommunikationskonsole. Er brauchte Hilfe, sagte er sich entschlossen. Er würde sich bis zu den Autoritäten durchkämpfen, dann würde die Polizei kommen, mit Flammenwerfern und ...

Kress unterbrach seine Überlegungen und stöhnte. Er konnte die Polizei nicht anrufen. Er mußte ihnen von den Weißen in seinem Keller berichten, und dann würden sie die Leichen dort finden. Die Maw hatte vielleicht Cath m'Lane schon gefressen, aber sicher noch nicht Idi Noreddian. Er hatte sie nicht in Stücke geschnitten. Wahrscheinlich sind noch Knochen übrig. Nein, die Polizei kam nur als letzter Ausweg in Frage.

Er saß an der Konsole und runzelte die Stirn. Seine Kommunikationsausrüstung füllte eine ganze Wand. Von hier aus konnte er jedermann auf Baldur erreichen. Er besaß viel Geld und seine Verschlagenheit. Er würde die Lage schon irgendwie in den Griff bekommen.

Kurz dachte er daran, Wo anzurufen, aber er verwarf den Gedanken wieder. Wo wußte zuviel, sie würde Fragen stellen, und er traute ihr nicht. Nein, er brauchte jemanden, der alles ausführte, *ohne* zu fragen.

Sein Stirnrunzeln wurde zu einem Lächeln. Kress hatte Kontakte. Er wählte eine Nummer, die er lange Zeit nicht benutzt hatte.

Das Gesicht einer Frau wurde auf dem Bildschirm sichtbar — weißhaarig, ausdruckslos, mit einer langen, gekrümmten Nase. Ihre Stimme war lebhaft und klang tüchtig. »Simon«, sagte sie. »Wie gehen die Geschäfte?«

»Denen geht's gut, Lissandra«, erwiderte Kress. »Ich habe Arbeit für dich.«

»Etwas zum Fortschaffen? Meine Preise sind seit dem letztenmal gestiegen. Und seit dem letztenmal sind zehn Jahre vergangen.«

»Du wirst gut bezahlt werden«, sagte Kress. »Du weißt, ich bin freigebig. Ich brauche dich zur Schädlingsbekämpfung.«

Sie lächelte dünn. »Du brauchst dich nicht so euphemistisch auszudrücken, Simon. Meine Leitungen sind nicht angezapft.«

»Nein, ich meine es ernst. Ich habe ein Ungeziefer-Problem. Gefährliche Schädlinge. Nimm dich ihrer an! Keine Fragen! Einverstanden?«

»Okay.«

»Gut. Du brauchst... oh, drei bis vier Gehilfen. Tragt hitzebeständige Schutzanzüge und rüstet euch mit Flammenwerfern oder Lasern aus, irgendwas in der Art. Kommt zu meiner Wohnung! Da wirst du das Problem schon sehen. Insekten, unheimlich viele. In meinem Steingarten und im Swimmingpool wirst du Sandburgen finden. Zerstöre sie und töte alles, was darin ist. Dann

klopf an die Tür, und ich werde dir zeigen, was noch getan werden muß. Kannst du bald kommen?»

Ihr Gesicht blieb unbewegt. »Wir werden in einer Stunde aufbrechen.«

Lissandra stand zu ihrem Wort. Sie kam mit ihren drei Gehilfen in einem schmalen, schwarzen Gleiter. Kress beobachtete sie aus einem Fenster im zweiten Stock. Sie waren alle in dunkle Plastikschutzanzüge gehüllt. Zwei schleppten tragbare Flammenwerfer; der dritte eine Laserkanone und Sprengkapseln. Lissandra schleppte nichts; Kress sah, daß sie die Befehle gab.

Ihr Gleiter flog langsam über das Gelände, sondierte die Lage. Die Sandkönige waren verwirrt. Dunkelrote und ebenholzfarbene Mobile rannten wild durcheinander. Von seinem Standplatz aus konnte Kress die Burg in seinem Steingarten gut erkennen. Sie war mannshoch. Die Wälle waren mit schwarzen Verteidigern übersät, und ein ständiger Strom von Mobilen floß in die Tiefe.

Lissandras Gleiter kam in Kress' Gesichtskreis, die Männer sprangen heraus und entsicherten ihre Waffen. Sie sahen unmenschlich, tödlich aus.

Die schwarze Armee stand zwischen ihnen und der Burg. Die Roten ... Kress fiel plötzlich auf, daß er die Roten nirgends sah. Er blinzelte. Wohin waren sie verschwunden?

Lissandra deutete und schrie, und die beiden Flammenwerfer sprühten auf und richteten sich auf die schwarzen Sandkönige. Die Waffen husteten träge und begannen zu röhren, sie stießen lange, blaurote Feuerzungen aus. Die Sandkönige krümmten sich, wurden runzlig und starben. Die Männer begannen das Feuer in effizienten, ineinandergreifenden Mustern hin

und her zu bewegen. Sie drangen mit vorsichtigen, gleichmäßigen Schritten vor.

Die schwarze Armee brannte und löste sich auf, die Mobilien flohen in alle Richtungen, einige flohen zur Burg zurück, andere rückten gegen den Feind vor. Doch keiner erreichte die Männer mit den Flammenwerfern. Lissandras Angestellte waren Profis.

Plötzlich stolperte einer von ihnen.

Oder es schien, daß er stolperte. Kress sah nochmals hin und erkannte, daß der Boden unter dem Mann nachgegeben hatte. Tunnel, dachte er vor Angst zitternd; Tunnel, Höhlen und Fallen. Der Mann war bis zur Hüfte im Sand eingesunken, plötzlich schien der Boden um ihn herum zu eruptieren, und er wurde unter dunkelroten Sandkönigen begraben. Er richtete den Flammenwerfer entsetzt auf seinen eigenen Körper. Seine Schreie waren entsetzlich.

Sein Kollege zögerte, fuhr herum und feuerte. Ein Feuerstrahl schluckte Mensch und Sandkönige. Abrupt hörte das Schreien auf. Befriedigt wandte sich der andere Mann wieder der Burg zu, tat einen Schritt vorwärts und sprang zurück, als sein Fuß bis zum Knöchel im Boden versank. Er versuchte ihn herauszuziehen, doch der Sand um ihn herum gab nach. Er verlor das Gleichgewicht, fiel hin, und die Sandkönige waren im Nu über ihm, eine brodelnde Masse. Er wand und krümmte sich. Sein Flammenwerfer war nutzlos geworden.

Kress pochte heftig an die Fensterscheibe, schrie, um Aufmerksamkeit zu erregen. »Die Burg! Nehmt euch die Burg vor!«

Lissandra, die bei ihrem Gleiter stand, hörte ihn und gab Zeichen. Ihr dritter Gehilfe legte die Laserkanone an und feuerte. Der Strahl kroch über den Boden und fraß

die Spitze der Burg weg. Er richtete die Kanone genau aus, zerfetzte den Sand und die Steinbrüstung. Türme fielen herab. Kress' Gesicht verschwand. Der Laser grub sich in den Boden und zerwühlte den Sand. Die Burg stürzte ein, wurde zu einem Haufen Sand. Aber die schwarzen Mobilen bewegten sich weiter. Die Maw war zu tief begraben. Der Laserstrahl konnte ihr nichts anhaben.

Lissandra gab einen weiteren Befehl. Der Mann legte den Laser beiseite, nahm eine Sprengkapsel zur Hand und sprintete nach vorn. Er sprang über den schwelenden Körper des ersten Mannes, landete auf solidem Boden mitten in Kress' Steingarten und schleuderte die Kapsel. Die landete direkt auf den Ruinen der schwarzen Burg. Blendend weißes Licht versengte Kress' Augen, und eine enorme Fontäne aus Sand, Steinen und Mobilen stieg hoch. Einen Augenblick lang verschleierte der Staub alles. Es regnete Sandkönige und Stücke von ihnen.

Kress sah, daß die schwarzen Mobilen tot und unbeweglich waren.

»Der Swimmingpool!« schrie er durch das Fenster hinunter. »Nehmt euch die Burg im Swimmingpool vor!«

Lissandra verstand sofort; der Boden war übersät mit unbeweglichen Schwarzen, doch die Roten wichen rasch zurück und formierten sich neu. Ihr Gehilfe sah sich unsicher um, doch dann machte er eine weitere Sprengkapsel scharf. Er tat einen Schritt nach vorn, aber Lissandra rief ihn, und er rannte in ihre Richtung zurück.

Dann ging alles sehr schnell. Er erreichte den Gleiter, und Lissandra ließ ihn einsteigen. Kress rannte zu einem anderen Fenster in einem anderen Zimmer, um alles genau beobachten zu können. Sie flogen direkt über den Swimmingpool, und der Gehilfe warf eine Sprengkapsel

nach der anderen aus dem Gleiter direkt auf die rote Burg. Nach dem vierten Versuch war die Burg nicht wiederzuerkennen, und die Sandkönige hörten auf, sich zu bewegen.

Lissandra war gründlich. Sie ließ ihn auf jede Burg noch ein paar Sprengkapseln werfen. Dann benutzte er die Laserkanone und durchpflügte methodisch den Boden, bis er sicher war, daß kein Lebewesen mehr in den Erdhöhlen am Leben war.

Schließlich klopfen sie an seine Tür. Kress grinste wie besessen, als er sie hereinließ.

»Klasse«, sagte er. »Klasse.«

Lissandra legte ihre Gesichtsmaske ab. »Das wird teuer, Simon. Zwei Gehilfen hab' ich verloren; nicht zu vergessen die Gefahr für mein eigenes Leben.«

»Aber sicher«, antwortete Kress. »Ich laß mich nicht lumpen, Lissandra. Was immer du verlangst, diese Arbeit ist es wert.«

»Was muß noch getan werden?«

»Du mußt meinen Weinkeller noch von dem Geschmeiß befreien«, erwiderte Kress. »Da unten ist noch eine Burg. Aber du mußt sie ohne Explosivstoffe zerstören. Ich will nicht, daß mir das Dach auf den Kopf fällt.«

Lissandra wandte sich an ihren Gehilfen. »Geh hinaus und hol Rajks Flammenwerfer! Er müßte noch funktionsfähig sein.«

Er kehrte bewaffnet zurück, wartete ab und war ganz ruhig.

Kress führte sie zum Weinkeller.

Die schwere Tür war immer noch zugenagelt, so wie er sie verlassen hatten. Aber sie bog sich leicht nach außen, als würde ein furchtbarer Druck auf ihr lasten. Das

erfüllte Kress mit Besorgnis, und die Stille ringsum trug noch dazu bei. Er stand ein gutes Stück von der Tür entfernt, während Lissandras Gehilfe die Nägel und Bretter entfernte. »Ist das für das Haus auch sicher genug?« hörte er sich murmeln und deutete auf den Flammenwerfer. »Ich will auch kein Feuer, weißt du?«

»Ich habe einen Laser«, sagte Lissandra. »Wir brauchen ihn zum Töten. Der Flammenwerfer wird wahrscheinlich nicht gebraucht. Aber ich will ihn trotzdem für alle Fälle hier haben. Es gibt schlimmere Dinge als ein Feuer, Simon.«

Er nickte.

Das letzte Brett wurde von der Kellertür gelöst. Von unten war immer noch kein Ton zu hören. Lissandra rief einen Befehl, und ihr Gehilfe lehnte sich zurück, nahm hinter ihr Aufstellung und richtete den Flammenwerfer auf die Tür. Sie legte wieder ihre Maske an, brachte den Laser in Anschlag, sprang nach vorn und öffnete die Tür.

Keine Bewegung. Kein Laut. Es war dunkel.

»Gibt es hier Licht?« fragte Lissandra.

»Innen, neben der Tür«, antwortete Kress. »Auf der rechten Seite. Paß auf die Stufen auf! Sie sind abschüssig.«

Sie trat an die Tür, nahm den Laser in die linke Hand und griff mit der rechten nach dem Lichtschalter. Nichts geschah. »Ich spüre ihn«, sagte Lissandra, »aber er scheint nicht...«

Dann schrie sie auf und stolperte zurück. Ein großer weißer Sandkönig hatte sich an ihrer Hand festgeklammert. Blut floß aus dem Handschuh, wo die Zangen des Sandkönigs sich eingegraben hatten. Er war viel größer als ihre Hand.

Lissandra machte einen Sprung durch den Raum und

schmetterte ihre Hand gegen die Wand. Wieder und immer wieder. Man hörte einen dumpfen, fleischigen Ton. Schließlich fiel der Sandkönig ab. Sie wimmerte und fiel auf die Knie.

»Ich glaube, meine Finger sind gebrochen«, sagte sie leise. Das Blut floß noch immer. Sie hatte den Laser neben der Kellertür fallen lassen.

»Da gehe ich nicht hinunter«, sagte ihr Gehilfe mit klaren, festen Worten.

Lissandra sah ihn an. »Nein«, sagte sie. »Bleib unter der Tür stehen und brenne alles nieder! Zünd es an! Hast du verstanden?«

Er nickte.

Kress stöhnte. »Mein Haus«, sagte er. Sein Magen rebellierte. Der weiße Sandkönig war so *groß* gewesen. Wie viele waren noch da unten? »Tut es nicht!« fuhr er fort. »Laßt mich allein! Ich habe meine Meinung geändert.«

Lissandra verstand ihn falsch. Sie streckte die Hand aus. Der Handschuh war blutbefleckt und von grünscharzem Schleim bedeckt. »Dein kleiner Freund hat mich durch den Handschuh gebissen, und du hast selbst gesehen, daß er die Hand auch durchgebissen hätte. Was kümmert mich dein Haus, Simon. Was auch immer sich da unten befindet, es muß sterben.«

Kress hörte sie kaum. Er glaubte, eine Bewegung im Schatten hinter der Kellertür ausgemacht zu haben. Er stellte sich vor, wie eine weiße Armee hervorbrach, in der jeder Soldat so groß war wie der, der Lissandra angegriffen hatte. Er sah sich selbst von hundert dünnen Mandiblen in die Luft gehoben und in die Dunkelheit geschleppt, wo die Maw schon hungrig wartete. Er hatte Angst. »Tut es nicht!« sagte er.

Sie ignorierten ihn.

Kress sprang vor und rammte seine Schulter in den Rücken des Gehilfen, als dieser zum Feuern ansetzen wollte. Der Gehilfe grunzte, verlor das Gleichgewicht und stürzte in die Dunkelheit. Kress hörte ihn die Treppe hinunterfallen. Danach hörte er andere Geräusche — Schleifen, Schnappen und ein leises Quietschen.

Kress wandte sich wieder Lissandra zu. Er war in Schweiß gebadet, aber eine krankhafte Aufregung hatte ihn gepackt. Es war wie eine sexuelle Erregung.

Lissandras ruhige, eisige Augen betrachteten ihn unter der Maske hervor. »Was tust du?« fragte sie, als Kress den Laser aufhob, den sie fallen gelassen hatte. »*Simon!*«

»Ich mache Frieden«, kicherte er. »Sie werden ihren Gott nicht verletzen, nein, nicht so lange ihr Gott gut und großzügig ist. Ich war grausam, ließ sie hungern. Das muß ich jetzt alles wiedergutmachen.«

»Du bist wahnsinnig«, sagte Lissandra. Das war das letzte, was sie in ihrem Leben sagte. Kress brannte ihr ein Loch in die Brust, groß genug, um seinen Arm durchzustecken. Er schleifte ihren Leichnam über den Boden und stieß ihn die Kellertreppe hinunter. Die Geräusche wurden lauter. Krachen und Knirschen von Chitin? Echos, die zäh und flüssig klangen. Kress nagelte die Tür wieder zu. Als er floh, war er mit einem tiefen Gefühl der Zufriedenheit erfüllt, das seine Furcht wie eine Schicht Sirup bedeckte.

Er hatte vor, sein Haus zu verlassen, in die Stadt zu fliegen und ein Zimmer für die Nacht oder vielleicht sogar für ein Jahr zu mieten. Statt dessen begann er zu trinken. Er war sich nicht genau sicher, warum. Er trank stundenlang und erbrach alles wieder auf den

Wohnzimmerteppich. Irgendwann schlief er ein. Als er erwachte, herrschte rabenschwarze Dunkelheit im Haus.

Er schmiegte sich gegen die Couch. Er konnte Geräusche hören. Es waren Bewegungen in den Wänden, und sie waren überall um ihn herum. Sein Hörvermögen war außergewöhnlich scharf. Jedes leise Knirschen war der Schritt eines Sandkönigs. Er schloß die Augen und wartete, wartete auf ihre schreckliche Berührung, wagte nicht, sich zu bewegen, aus Furcht, gegen einen zu stoßen.

Kress schluchzte, dann herrschte unheimliche Stille.

Die Zeit verstrich, aber nichts geschah.

Er öffnete wieder die Augen. Er zitterte. Langsam begannen sich die Schatten aufzulösen und zu verschwinden. Das Mondlicht suchte sich seinen Weg durch die großen Fenster. Seine Augen glichen sich an.

Das Wohnzimmer war leer. Es gab nichts, nichts, nichts. Nur seine trunkenen Ängste.

Kress streckte sich, stand auf und ging zu einem Lichtschalter.

Nichts. Der Raum war leer. Er lauschte. Nichts. Kein Geräusch. Keine Bewegung in den Wänden. Es war nur seine Phantasie, seine Angst, gewesen.

Die Erinnerung an Lissandra und an das Ding im Keller tauchte plötzlich vor seinem inneren Auge auf. Scham und Wut überkamen ihn. Warum hatte er das getan? Er hätte ihr helfen können, alles zu vernichten, zu töten. *Warum...* er wußte, warum. Das hatte die Maw bewerkstelligt, sie hatte die Angst in ihn eingepflanzt. Wo hatte gesagt, daß sie PSI-Kräfte besaß, sogar wenn sie klein war. Und nun war sie groß. Sie hatte sich an Cath und Idi gütlich getan, und jetzt hatte sie zwei weitere Leichen da unten. Sie würde weiterwachsen. Und

sie hat gelernt, den Geschmack menschlichen Fleisches zu mögen, dachte er.

Er begann zu zittern, aber er fing sich wieder, und es hörte auf. Sie würde ihn nicht verletzen; er war der Gott; die Weißen waren schon immer seine Lieblinge gewesen.

Er erinnerte sich, wie er sie mit seinem Wurfswert traktiert hatte. Das war gewesen bevor Cath gekommen war. Trotzdem, zum Teufel mit ihr.

Hier konnte er nicht bleiben. Die Maw würde wieder hungrig werden. So groß, wie sie war, würde es nicht lange dauern. Ihr Appetit würde schrecklich sein. Was würde sie dann tun? Er mußte hier weg, zurück in die Sicherheit der Stadt, solange die Maw noch in seinem Weinkeller war. Es gab da unten nur Pflastersteine und zusammengepreßte Erde, die Mobilen konnten einen Tunnel graben. Wenn sie freikamen... Kress wollte nicht daran denken.

Er ging in sein Schlafzimmer und packte. Er nahm drei Taschen. Nur ein paar Sachen zum Wechseln, das war alles, was er brauchte; den Rest füllte er mit seinen Schätzen an, mit Juwelen, Kunstgegenständen und anderen Dingen, die er nicht verlieren wollte. Er nahm nicht an, daß er jemals wieder an diesen Ort zurückkehren würde.

Sein Shambler folgte ihm die Stufen hinunter, starrte ihn mit seinen unheilvollen schimmernden Augen an. Er war mager. Kress erinnerte sich, daß es lange her war, seit er ihn gefüttert hatte. Gewöhnlich konnte er für sich selbst sorgen, aber kein Zweifel, er hatte sich an die regelmäßigen Fütterungen gewöhnt. Als er versuchte, sich gegen sein Bein zu schmiegen, knurrte Kress ihn an und stieß ihn mit dem Fuß weg, worauf er wegrannte, wahrscheinlich verletzt und beleidigt.

Ungeschickt seine Taschen tragend, schlüpfte Kress nach draußen und schloß die Tür hinter sich.

Einen Moment lang preßte er sich gegen das Haus, sein Herz klopfte bis zum Hals. Es lagen nur ein paar Meter zwischem ihm und dem Gleiter. Er hatte Angst, diese paar Schritte zu tun. Der Mond leuchtete hell, und der Boden vor seinem Haus war der Schauplatz eines Gemetzels. Die Leichen von Lissandras beiden Gehilfen lagen noch da, wo sie hingefallen waren, einer verdreht und verbrannt, der andere aufgedunsen unter einer Masse toter Sandkönige, und weitere Mobile, schwarze und rote, lagen um ihn herum. Es kostete Kress Mühe, sich daran zu erinnern, daß sie tot waren. Es sah fast so aus, als würden sie nur warten, wie sie so oft vorher schon gewartet hatten.

Unsinn, schalt sich Kress. Noch mehr trunkene Ängste. Er hatte gesehen, wie die Burgen zusammengefallen waren. Sie waren tot, und die weiße Maw war in seinem Keller gefangen. Er atmete ein paarmal tief und langsam ein und aus und trat auf die Sandkönige. Sie knirschten. Er stampfte sie grausam in den Sand. Sie bewegten sich nicht.

Kress lächelte, ging langsam über den Kampfplatz und lauschte den Geräuschen, den Geräuschen der Sicherheit.

Knirschen. Knistern. Knirschen.

Er stellte seine Tasche auf dem Boden ab und öffnete die Tür zu seinem Gleiter.

Irgend etwas bewegte sich aus dem Schatten ins Licht. Ein schwacher Umriß auf dem Sitz seines Gleiters. Es war länger als sein Unterarm. Die Kiefer klickten sanft gegeneinander, und es betrachtete ihn aus sechs kleinen Augen, die rund um den Körper verteilt waren.

Kress urinierte vor Angst und wich langsam zurück.

Er sah noch mehr Bewegung im Gleiter. Er hatte die Tür offen gelassen. Der Sandkönig krabbelte heraus und kam vorsichtig auf ihn zu. Andere folgten. Sie waren hinter den Sitzen und in der Polsterung versteckt gewesen. Aber nun kamen sie heraus. Sie bildeten einen unregelmäßigen Kreis um den Gleiter.

Kress befeuchtete die Lippen, drehte sich um und wandte sich Lissandras Gleiter zu.

Er hielt inne, noch bevor er die halbe Strecke zurückgelegt hatte. Darin war auch Bewegung. Große madenartige Umrisse, die er nur undeutlich im Mondlicht ausmachen konnte.

Kress wimmerte und trat den Rückzug zum Haus an. Fast schon am Eingang, blickte er auf.

Er zählte ein Dutzend langer, weißer Gestalten, die an der Wand des Gebäudes hin und her krochen. Vier davon hatten sich an der Spitze des unbenutzten Glockenturms gesammelt, wo der Aasgeier gewesen war. Sie schnitzten irgend etwas ein. Ein Gesicht. Ein sehr bekanntes Gesicht.

Kress schrie auf und rannte ins Haus. Er eilte in seine Bar.

Eine ausreichende Menge von Drinks brachte ihm die ersehnte Erleichterung, und er schlief ein. Aber als er erwachte, hatte er schreckliche Kopfschmerzen, stank und hatte Hunger. Oh, großen Hunger. Er war noch nie so hungrig gewesen.

Kress wußte, daß es nicht sein *eigener* Magen war, der ihn schmerzte.

Ein weißer Sandkönig beobachtete ihn von der Höhe des Kleiderschranks herab, seine Fühler bewegten sich leicht. Er war genauso groß wie der im Gleiter letzte Nacht. Kress versuchte, nicht zurückzuschrecken. »Ich

werde ... ich werde euch füttern.« Sein Mund war schrecklich trocken, sandpapierähnlich. Er befeuchtete seine Lippen und floh aus dem Zimmer.

Das Haus war voller Sandkönige; er mußte vorsichtig sein, wo er hintrat. Sie schienen mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt zu sein. Sie nahmen Veränderungen an seinem Haus vor, gruben Gänge in die Wände oder schnitzten Darstellungen hinein. Zweimal sah er sein eigenes Bildnis an unerwarteten Plätzen auf ihn herabstarren. Die Gesichter waren entstellt, verzerrt und voller Angst.

Er ging hinaus, um die Leichen zu holen, die noch auf dem Schlachtfeld lagen, mit denen er hoffte, den Hunger der Maw stillen zu können. Sie waren nicht mehr da. Kress erinnerte sich, mit welcher Leichtigkeit die Mobilien Dinge wegtragen konnten, die viel schwerer als sie selbst waren.

Es war schrecklich, daran zu denken, daß die Maw nach alledem *immer* noch Hunger hatte.

Als Kress das Haus wieder betrat, kam gerade eine Sandkönigkolonne die Stufen herunter. Sie trug seinen Shambler, schon in Stücke zerlegt. Sein Kopf schien ihn vorwurfsvoll anzublicken, als sie vorbeimarschierten.

Kress leerte seine Kühltruhe, seinen Vorratsschrank und stapelte alle Nahrungsmittel, die er fand, in der Mitte des Küchenbodens auf. Ein Dutzend Weißer wartete schon darauf, sie wegzuschaffen. Sie verschmähten die tiefgefrorenen Nahrungsmittel, die sie in einer großen Wasserlache zum Auftauen zurückließen, doch den Rest schleppten sie fort.

Als keine Nahrungsmittel mehr vorhanden waren, spürte Kress seinen eigenen Hunger, verspürte ihn als einen stechenden Schmerz, denn er hatte lange nichts

mehr gegessen. Doch die Pein des *anderen* Hungers war stärker, und er wußte, die Ruhepause würde nur von kurzer Dauer sein. Bald würde die Maw wieder hungrig werden. Er mußte sie füttern.

Kress wußte, was er zu tun hatte. Er ging zu seinem Kommunikator. »Malada«, begann er beiläufig, als die erste seiner Freundinnen antwortete. »Ich gebe eine kleine Party heute abend. Ich weiß, es ist eine schrecklich kurzfristige Einladung, aber ich hoffe, du kannst es einrichten. Ich rechne mit dir.«

Als nächstes rief er Jad Rakkis an und dann die anderen. Als er seine Anrufe beendet hatte, hatten fünf die Einladung angenommen. Kress hoffte, daß das genügen würde.

Kress begrüßte seine Gäste vor dem Haus — die Mobilen hatten schnell und sorgfältig alles aufgeräumt, und der Boden sah fast so sauber aus wie vor dem Kampf — und begleitete sie bis zur Haustür. Er ließ sie zuerst eintreten. Aber er folgte ihnen nicht.

Als vier von ihnen hineingegangen waren, riß Kress seinen ganzen Mut zusammen. Er verschloß die Tür hinter seinem letzten Gast, ignorierte die aufgeregten Ausrufe, die sich bald in ein schrilles Geschnatter verwandelten, und rannte zu einem der Gleiter, mit denen die Gäste eingetroffen waren. Er schlüpfte vorsichtig hinein, drückte die Startertaste des Gleiters und fluchte. Er war darauf programmiert, nur nach Identifizierung des Daumenabdrucks seines Besitzers zu reagieren.

Rakkis kam als nächster. Kress rannte zu dessen Gleiter, als er aufsetzte, und zerrte Rakkis am Arm, als dieser herausklettern wollte. »Steig schnell wieder ein!« sagte er drängend. »Nimm mich mit in die Stadt. Beeil

dich! *Laß uns von hier verschwinden!*«

Aber Rakkis starrte ihn nur an und bewegte sich nicht. »Warum? Was ist los, Simon? Ich verstehe nicht. Was ist mit deiner Party?«

Und dann war es zu spät, denn der lockere Sand um sie herum bewegte sich, und rote Augen starrten sie an, die Zangen klapperten. Rakkis gab einen erstickten Laut von sich und versuchte, wieder in den Gleiter zu gelangen, aber ein Paar Zangen schlossen sich um seine Knöchel, und plötzlich lag er auf den Knien. Der Sand schien aufzukochen. Rakkis schlug um sich und schrie entsetzlich, als sie ihn auseinanderrißen. Kress konnte nur hilflos zusehen.

Danach versuchte er nicht, nochmals zu fliehen. Als es vorbei war, trank er alles leer, was noch in seiner Bar vorhanden war, und wurde vollständig betrunken. Es war vielleicht das letztmal, daß er diesen Luxus genießen konnte, das wußte er. Der einzige Alkohol, der sich noch im Haus befand, war unten im Weinkeller deponiert.

Am nächsten Tag nahm Kress wieder keine Nahrung zu sich, aber er wurde müde und fühlte sich aufgebläht, schließlich sogar übersättigt. Der schreckliche Hunger war besiegt. Seine letzten Gedanken, bevor Alpträume ihn umfingen, waren, wen er wohl am nächsten Tag hierher locken konnte.

Der Morgen war heiß und trocken. Kress öffnete die Augen und sah den weißen Sandkönig wieder auf seinem Schrank. Er schloß die Augen schnell wieder und hoffte, der Traum würde verschwinden. Er tat es nicht, und er konnte nicht wieder einschlafen. Er starrte auf das Ding.

Er starrte fast fünf Minuten lang darauf, bevor ihm die Merkwürdigkeit des Wesens klar wurde; der Sandkönig

bewegte sich nicht.

Die Mobilien konnten unnatürlich bewegungslos sein, das war sicher. Er hatte sie tausendmal warten und beobachten sehen. Aber immer hatten sie sich dabei bewegt. Die Zangen klapperten, die Beine zuckten, die langen feinen Fühler bewegten sich auf und ab.

Doch der Sandkönig auf seinem Schrank bewegte sich überhaupt nicht.

Kress stand auf, hielt den Atem an und wagte nicht zu hoffen. Konnte er tot sein? Konnte ihn irgend jemand getötet haben? Er schritt durch das Zimmer.

Die Augen waren glasig und schwarz. Die Kreatur schien irgendwie geschwollen zu sein, als würde sie innerlich verrotten und verfaulen und sich mit Gas füllen, das die Platten der weißen Panzerung nach außen drückte.

Kress streckte seine zitternde Hand aus und berührte sie.

Sie war warm; sogar heiß und wurde immer heißer. Aber sie bewegte sich nicht. Er zog seine Hand zurück, und dabei fiel ein Stück von dem weißen Panzer des Sandkönigs ab. Das Fleisch darunter hatte die gleiche Farbe, doch es sah weicher aus, geschwollener und fiebrig. Und es schien fast zu pulsieren.

Kress prallte zurück und rannte zur Tür.

Drei weitere Mobile lagen im Vorraum. Sie verhielten sich genauso wie das in seinem Schlafzimmer. Keines von ihnen bewegte sich. Das Haus war von ihnen angefüllt, alle tot, sterbend oder was auch immer. Kress kümmerte sich nicht darum, was mit ihnen los war. Nur, daß sie sich nicht bewegen konnten, zählte.

Vier von ihnen fand er in seinem Gleiter. Er hob eines nach dem anderen auf und warf sie, so weit er konnte.

Verdammte Monster. Er schlüpfte in den Gleiter, setzte sich auf die ruinierten, halbaufgefressenen Sitze und betätigte den Starter.

Nichts geschah.

Kress versuchte es immer wieder. Nichts. Das war nicht fair. Das war *sein* Gleiter. Er mußte starten. Warum hob er nicht ab? Er verstand es nicht.

Schließlich stieg er aus, überprüfte alles und suchte den Fehler. Er fand ihn. Die Sandkönige hatten das Antigraavgerät zerstört. Er war gefangen. Er war immer noch gefangen.

Wütend marschierte Kress ins Haus zurück. Er ging in die Galerie und holte die antike Axt, neben der das Wurfswert gehangen hatte. Er begann zu arbeiten. Die Sandkönige rührten sich nicht, während er sie zerstückelte. Aber als er den ersten Schnitt machte, zersplitterten sie, die Körper brachen auf. Das Innere war schrecklich: merkwürdige, halbgeformte Organe, eine klebrige, rötliche Flüssigkeit, die fast wie menschliches Blut aussah, und gelber Schleim.

Kress zerstörte zwanzig, bevor ihm die Zwecklosigkeit seines Tuns bewußt wurde. Die Mobilien waren eigentlich nichts. Außerdem waren es *so viele*. Er konnte Tag und Nacht arbeiten und sie trotzdem nicht alle töten.

Er mußte in den Weinkeller hinunter und die Maw zerstören.

Entschlossen trat er den Weg zum Keller an. Er kam bis an die Tür, dann hielt er inne.

Es war keine Tür mehr da. Die Wände waren weggefressen, wodurch die Öffnung doppelt so groß war wie vorher, und sie war rund. Eine Höhle, das war alles. Es gab keine Anzeichen dafür, daß sich hier jemals eine vernagelte Tür über diesem schwarzen Schlund befunden

hatte.

Ein schauerhaft stinkender Geruch drang von unten herauf.

Die Wände waren feucht, blutbeschmiert und mit Flecken des weißen Schädlingsbekämpfungsmittels bedeckt.

Und das Schlimmste war, *es atmete*.

Kress stand im Raum und fühlte den warmen Wind über sich hinwegfegen, als es ausatmete. Er versuchte, sich nicht zu bewegen, und als der Wind die Richtung änderte, floh er.

Wieder im Wohnzimmer angelangt, zerstörte er drei weitere Mobile und brach zusammen. Was war *geschehen*? Er verstand es nicht. Dann erinnerte er sich der einzigen Person, die es verstehen konnte. Kress ging wieder zu seinem Kommunikator, trat in seiner Hast auf einen Sandkönig und betete inbrünstig, daß die Anlage noch funktionierte.

Als Jala Wo antwortete, brach er gänzlich zusammen und gestand ihr alles.

Sie ließ ihn reden, ohne ihn zu unterbrechen. Ihr mageres und blasses Gesicht blieb ausdruckslos, abgesehen von einem schwachen Stirnrunzeln. Als Kress geendet hatte, sagte sie nur: »Ich sollte sie eigentlich dort lassen.«

Kress stotterte: »Das können Sie nicht! Helfen Sie mir! Ich werde bezahlen ...«

»Ich sollte es«, wiederholte Wo, »aber ich will es nicht.«

»Danke«, sagte Kress. »Oh, dan ...«

»Seien Sie still !« erwiderte Wo. »Hören Sie zu! Das alles haben Sie sich selbst zuzuschreiben. Pflegen Sie Ihre Sandkönige gut, dann sind sie gerechte,

disziplinierte Kämpfer. Sie haben sie durch Hunger und Quälerei zu etwas anderem gemacht. Sie waren ihr Gott. Sie haben sie zu dem gemacht, was sie jetzt sind. Die Maw in Ihrem Keller ist krank, sie leidet immer noch an der Wunde, die Sie ihr zugefügt haben. Sie ist wahrscheinlich wahnsinnig. Ihr Benehmen ist ... äußerst ungewöhnlich.

Sie müssen da so schnell wie möglich raus. Die Mobilen sind nicht tot, Kress. Sie schlafen nur. Ich sagte Ihnen, daß ihr Exoskelett von ihnen abfällt, wenn sie größer werden. Gewöhnlich fällt es schon viel früher ab. Ich habe noch nie von Sandkönigen gehört, die so groß wurden wie Ihre, obwohl sie sich offenbar noch immer im Insektenstadium befinden. Ich würde sagen, das ist ein weiteres Ergebnis der Verletzung der Maw. Doch das tut nichts zur Sache.

Aber was von Bedeutung ist, ist die Metamorphose, die Ihre Sandkönige jetzt durchleben. Als die Maw wuchs, das haben Sie selbst bemerkt, wurde sie intelligenter. Ihre PSI-Kräfte verstärkten sich, und ihr Gehirn wurde komplexer, begieriger. Die gepanzerten Mobilen genügen, solange die Maw klein und nur halbintelligent ist, aber jetzt benötigt sie bessere Diener, Körper mit mehr Fähigkeiten. Verstehen Sie das? Die Mobilen sind dabei, sich zu einer neuen Art von Sandkönigen zu entwickeln. Ich kann nicht genau sagen, wie sie aussehen werden. Jede Maw schafft sich ihre eigenen, die ihre speziellen Bedürfnisse und Wünsche erfüllen. Aber es werden Zweibeiner sein, mit vier Armen und gegenständigen Daumen. Sie werden fähig sein, komplizierte Dinge zu konstruieren und moderne Maschinen zu handhaben. Aber die Maw wird gewiß sehr schlau sein.«

Kress deutete auf Wos Bild auf dem Schirm. »Ihre Arbeiter«, sagte er mit Anstrengung. »Die, die hierher gekommen sind ... die das Becken aufgestellt haben ...«

Wo brachte ein schwaches Lächeln zustande. »Shade«, sagte sie.

»Shade ist ein Sandkönig«, wiederholte Kress betäubt. »Und Sie haben mir ein Becken voller ... voller... Säuglinge verkauft, ah...«

»Reden Sie keinen Unsinn«, sagte Wo. »Ein neugeborener Sandkönig gleicht eher einem Samenfädchen als einem Säugling. In der Natur werden sie durch Kriege gezähmt und kontrolliert. Nur einer von hundert erreicht das Zweit-Stadium. Nur einer von tausend erreicht das dritte und letzte und wird wie Shade. Erwachsene Sandkönige machen mit kleinen Maws wenig Federlesens. Es gibt ihrer zu viele, und ihre Mobilen sind eine Pest.« Sie seufzte. »Dieses Gespräch kostet mich Zeit. Dieser weiße Sandkönig wird bald zu voller Empfindsamkeit erwachen. Er braucht Sie nicht mehr. Er haßt Sie und wird sehr hungrig sein. Die Transformation ist eine schwere Belastung. Die Maw muß vorher und nachher enorme Mengen zu sich nehmen. Deshalb müssen Sie von dort verschwinden. Haben Sie das verstanden?«

»*Ich kann nicht*«, antwortete Kress. »Mein Gleiter ist defekt, und mit den anderen kann ich nicht starten. Ich weiß nicht, wie ich sie umprogrammieren muß. Können Sie nicht hierher kommen?«

»Ja«, erwiderte Wo. »Shade und ich werden sofort starten, aber es sind mehr als zweihundert Kilometer von Asgard bis zu Ihnen, außerdem brauchen wir eine Spezialausrüstung, um uns mit den verrückten Sandkönigen befassen zu können, die Sie erschaffen

haben. Sie können dort nicht warten. Sie haben Beine. Nehmen Sie sie unter die Arme! Laufen Sie! Halten Sie sich nach Osten, so genau Sie können und so schnell Sie können! Das Land da draußen ist sehr einsam. Wir können Sie aus der Luft leicht ausmachen, und Sie werden dann vor den Sandkönigen in Sicherheit sein. Haben Sie verstanden?«

»Ja«, sagte Kress. »Ja, ja.«

Sie schaltete ab, und er ging schnell zur Tür. Er hatte sie fast erreicht, als er ein Geräusch hörte, ein Ton zwischen einem Platzen und einem Krachen.

Einer der Sandkönige war aufgeplatzt. Vier kleine Hände, bedeckt mit rötlichgelbem Blut, kamen aus der Öffnung zum Vorschein und schoben die alte Haut beiseite.

Kress begann zu rennen.

Er hatte nicht mit der Hitze gerechnet.

Die Berge waren trocken und steinig. Kress rannte so schnell er konnte vom Haus weg, rannte, bis seine Rippen schmerzten und sein Atem nur stoßweise kam. Dann ging er, aber sobald er sich wieder erholt hatte, begann er wieder zu laufen. Fast eine Stunde lang rannte er und ging er, rannte und ging er unter der grausamen, heißen Sonne. Er war bald schweißgebadet und wünschte sich, er hätte daran gedacht, etwas Wasser mitzunehmen, und er beobachtete den Himmel in der Hoffnung, daß Wo und Shade endlich auftauchten.

Dafür war er nicht geschaffen. Es war zu heiß und zu trocken, und er hatte keine Kondition. Aber er ging trotzdem weiter, mit der Erinnerung an die Maw und ihre Art zu atmen, und mit dem Gedanken an all die sich schlängelnden kleinen Monster, die jetzt gewiß in seinem

Haus herumkrochen. Er hoffte, daß Wo und Shade genau wußten, wie sie sie zu behandeln hatten.

Er hatte seine eigenen Pläne mit Wo und Shade. Es war ihr Fehler gewesen, sagte sich Kress, er hatte beschlossen, sie dafür büßen zu lassen. Lissandra war tot, aber er kannte genug andere aus diesem Berufszweig. Er würde seine Rache bekommen. Das schwor er sich hundertmal, während er schwitzend nach Osten stolperte.

Wenigstens hoffte er, daß es Osten war. Sein Orientierungsvermögen war nicht besonders, und er war sich nicht sicher, welchen Weg er in seiner ersten Panik eingeschlagen hatte, aber er hatte den Versuch gemacht, den Weg nach Osten zu finden, so wie es Wo vorgeschlagen hatte.

Als er ein paar Stunden lang gelaufen war, ohne ein Zeichen der Rettung zu sehen, kam Kress zu der Überzeugung, sich in der Richtung geirrt zu haben.

Als weitere zwei Stunden verstrichen waren, wurde er ängstlich. Was, wenn Wo und Shade ihn nicht finden konnten? Er würde hier draußen sterben. Er hatte seit zwei Tagen nichts mehr gegessen, er war schwach und ängstlich, sein Hals aufgerauht vom Verlangen nach Wasser. Er konnte nicht weitergehen. Die Sonne ging unter, und er war in der Dunkelheit verloren. Was war schiefgelaufen? Hatten die Sandkönige Wo und Shade gefressen? Angst ergriff ihn wieder und erfüllte ihn mit großem Durst und schrecklichem Hunger. Aber Kress ging weiter. Er stolperte nun, als er zu laufen versuchte, und zweimal fiel er hin. Beim zweitenmal riß er sich die Hand an einem Stein blutig. Während des Weitergehens saugte er daran und bekam Angst vor einer Infektion.

Die Sonne versank am Horizont hinter ihm. Der Boden wurde ein bißchen kühler, wofür Kress dankbar war. Er

entschloß sich, bis zum letzten Lichtschimmer weiterzugehen und sich dann einen Platz für die Nacht zu suchen. Gewiß war er inzwischen weit genug von den Sandkönigen entfernt, um sicher zu sein, und Wo und Shade würden ihn am nächsten Morgen finden.

Als er die nächste Anhöhe erklommen hatte, sah er vor sich die Umrisse eines Hauses.

Es war nicht so groß wie sein eigenes, aber es war groß genug. Es bedeutete Obdach und Sicherheit. Kress rief und begann darauf zuzulaufen. Essen und Trinken, er mußte Nahrung zu sich nehmen, er konnte das Essen schon schmecken. Er hatte Schmerzen vor Hunger. Er rannte die Anhöhe hinunter auf das Haus zu, fuchtelte mit den Armen und rief die Bewohner an. Das Tageslicht war fast geschwunden, doch er konnte im Dämmerlicht ein halbes Dutzend spielender Kinder ausmachen. »Hallo«, schrie er. »Hilfe, Hilfe!«

Sie kamen ihm entgegengeläufen.

Kress hielt abrupt inne. »Nein«, sagte er. »Oh, nein. *Oh, nein!*« Er machte auf dem Absatz kehrt, rutschte auf dem Sand aus, stand auf und versuchte davonzulaufen. Sie hatten ihn schnell eingeholt. Es waren scheußliche kleine Monster mit hervortretenden Augen und trüber, orangefarbener Haut. Er stolperte weiter, aber es war nutzlos. So klein sie auch waren, jedes hatte vier Arme, und Kress hatte nur zwei.

Sie trugen ihn zum Haus. Es war ein traurig anzusehendes, schäbiges Haus, erbaut aus bröckeligem Sand, doch der Eingang war riesig und dunkel, und er atmete. Es war schrecklich, aber es war nicht das, was Simon Kress zum Schreien veranlaßte. Er schrie wegen der kleinen, orangefarbenen Kinder, die aus der Burg gekrabbelt kamen und ihn unbewegt anstarrten, als er

vorbeigetragen wurde.
Sie hatten alle sein Gesicht.

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Hannelore Hoffmann

DER WEG VON KREUZ UND DRACHEN

»Häresie«, erklärte er mir. In dem Schwimmbecken, in dem er lag, schwappte das brackige Wasser hin und her.

»Noch eine?« entgegnete ich voller Überdruß.
»Heutzutage sind es ihrer so viele.«

Mein Lordkomtur war von dieser Bemerkung nicht angetan. Er veränderte unwirsch seine Lage und brachte das Wasser erneut in Bewegung. Es stieg über den Beckenrand und ergoß sich über die Fliesen des Empfangszimmers. Wieder einmal wurden meine Stiefel naß. Ich nahm es mit philosophischer Gelassenheit. Ich trug die schlechtesten Stiefel, die ich besaß, da mir klar gewesen war, daß nasse Füße zu den unausweichlichen Folgen eines Besuches bei Torgathon Nine-Klariis Tun gehörten, dem Ältesten des Volkes von ka-Thane und zugleich Erzbischof von Vess, Heiligstem Vater der Vier Gelübde, Groß-Inquisitor des Kampfordens der Ritter Jesu Christi und Berater Seiner Heiligkeit, Papst Daryn XXI. von Neu-Rom.

»Und gibt es auch so viele Häresien wie Sterne am Himmel, Pater, so ist doch jede einzelne nicht weniger gefährlich«, erklärte der Erzbischof feierlich. »Als Ritter Christi ist es unsere vornehmste Aufgabe, sie allesamt zu bekämpfen. Und ich muß hinzufügen, daß diese jüngste Häresie besonders abscheulich ist.«

»Sehr wohl, mein Lordkomtur«, erwiderte ich. »Ich hatte nicht die Absicht, sie auf die leichte Schulter zu nehmen, Ich bitte um Vergebung. Die Mission auf Finnegan war überaus anstrengend. Ich hatte mir vorgenommen, Sie zu ersuchen, mich für einige Zeit von meinen Pflichten zu entbinden. Ich brauche Ruhe, Zeit zum Nachdenken und zum Ausspannen.«

»Ruhe?« Erneut bewegte sich der Erzbischof in seinem Wasserbecken, und obwohl es nur eine leichte Verlagerung seiner gewaltigen Körpermasse war, reichte sie aus, um eine weitere Flutwelle über den Fußboden zu senden. Seine pupillenlosen schwarzen Augen blickten mich verständnislos an. »Nein, Pater, ich fürchte, das ist gänzlich unmöglich. Ihre Fähigkeiten und Erfahrungen sind für diese neue Mission unerlässlich.« Dann schien sein Baß etwas weicher zu werden. »Ich hatte noch nicht die Zeit, Ihre Berichte über Finnegan durchzugehen«, sagte er. »Wie lief die Arbeit?«

»Schlecht«, berichtete ich ihm, »wenn ich letzten Endes auch glaube, daß wir obsiegen werden. Die Kirche ist stark auf Finnegan. Als unsere Versuche zur Aussöhnung zurückgewiesen wurden, legte ich einige Maßnahmen in die richtigen Hände, und wir konnten die Zeitung und den Rundfunk der Häretiker schließen. Unsere Freunde haben überdies dafür gesorgt, daß die rechtlichen Schritte der Gegner zu nichts führten.«

»Das ist doch nicht schlecht«, meinte der Erzbischof. »Sie haben einen beachtlichen Sieg für den Herrn und die Kirche errungen.«

»Es kam zu Ausschreitungen, mein Lordkomtur«, fuhr ich fort. »Über hundert Häretiker und ein Dutzend unserer eigenen Leute wurden getötet. Ich fürchte, es wird zu weiteren Gewalttätigkeiten kommen, ehe die Sache ausgestanden ist. Unsere Priester werden angegriffen, sobald sie die Stadt betreten, in der die Häresie Wurzeln geschlagen hat. Die Anführer der Häretiker riskieren ihr Leben, wenn sie sich aus der Stadt herauswagen. Ich hatte gehofft, derartige Haßausbrüche, ein solches Blutvergießen vermeiden zu können.«

»Löblich, doch nicht realistisch«, sagte Erzbischof

Torgathon. Er blinzelte mich wieder an, und mir fiel ein, daß bei Leuten seiner Rasse Blinzeln ein Zeichen von Ungeduld ist. »Manchmal muß das Blut von Märtyrern und das von Häretikern vergossen werden. Was spielt es für eine Rolle, wenn jemand sein Leben hingibt, solange seine Seele gerettet ist?«

»In der Tat«, pflichtete ich bei. Trotz seiner Ungeduld würde Torgathon seinen Vortrag vermutlich noch stundenlang fortsetzen, wenn ich ihm die Möglichkeit dazu ließe. Das Empfangszimmer war allerdings für menschliche Bequemlichkeit nicht eingerichtet, weshalb ich nicht länger als unbedingt nötig verweilen wollte. Die Wände waren feucht und moderig, die Luft war heiß, und es stank nach ranziger Butter, ein für die ka-Thane charakteristischer Geruch. Mein Kragen scheuerte mir den Hals wund, ich schwitzte unter der Soutane, meine Füße waren pitschnaß, und der Magen begann mir zu knurren.

So drängte ich zielstrebig auf die anstehenden Geschäfte hin. »Sie sagten, diese jüngste Häresie sei ungewöhnlich abscheulich, mein Lordkomtur?«

»So ist es«, erklärte er.

»Wo hat sie begonnen?«

»Auf Arion, einer etwa drei Wochen von Vess entfernten Welt. Eine ganz und gar menschliche Welt. Ich begreife einfach nicht, warum ihr Menschen so leicht zu korrumpieren seid. Wenn ein ka-Thane den Glauben erst einmal gefunden hat, dann gibt er ihn nur in den seltensten Fällen wieder auf.«

»Das ist bekannt«, erwiderte ich höflich. Ich vermied es zu erwähnen, daß die Zahl der ka-Thane, die den Glauben gefunden hatten, verschwindend gering war. Denn die ka-Thane waren ein langsames, schwerfälliges

Volk, und die überwiegende Mehrheit seiner zahllosen Millionen zeigte keinerlei Interesse daran, anders als in der herkömmlichen Weise zu lernen oder sich einem anderen Glaubensbekenntnis als ihrer eigenen uralten Religion anzuschließen. Torgathon Nine-Klariis Tun war eine Ausnahme. Vor beinahe zwei Jahrhunderten, als Papst Vidas L. dekretiert hatte, Nicht-Menschen dürften als Geistliche dienen, war er unter den ersten Konvertierten gewesen. Zog man seine enorme Lebensspanne und die eiserne Sicherheit seines Glaubens in Betracht, dann war es kein Wunder, daß er einen solchen Aufstieg genommen hatte, obgleich ihm weniger als tausend seiner Rasse in die Kirche gefolgt waren. Er hatte mindestens noch hundert Jahre zu leben. Ohne Zweifel würde er eines Tages Torgathon Kardinal Tun sein, sollte es ihm gelingen, genügend Häresien zu zermahlen. So sind die Zeiten nun einmal.

»Wir haben auf Arion kaum Einfluß«, sagte der Erzbischof. Beim Sprechen bewegte er die Arme — vier gewichtige Keulen aus gesprenkeltem grüngrauem Fleisch quirlten durchs Wasser —, und bei jedem Wort bebten die schmutzigweißen Wimpern rings um sein Atemloch. »Ein paar Priester, ein paar Kirchen, einige Gläubige, doch keine Macht, die der Rede wert wäre. Die Häretiker sind uns dort zahlenmäßig schon überlegen. Ich verlasse mich auf Ihre Intelligenz, Ihre Geschicklichkeit. Machen Sie aus diesem Unglück eine Möglichkeit. Die Häresie ist so augenfällig, daß Sie sie leicht widerlegen können. Vielleicht finden einige der Irregeleiteten auf den rechten Weg zurück.«

»Bestimmt«, sagte ich. »Und die Art dieser Häresie? Was muß ich widerlegen?« Es ist ein trauriges Zeichen für meinen eigenen verworrenen Glauben, wenn ich

hinzufüge, daß es mir im Grunde egal war. Ich habe mich schon mit zu vielen Häresien auseinandersetzen müssen. Ihre Glaubensüberzeugungen und ihre Fragestellungen hallen in meinem Kopf wider und stören nachts meine Träume. Wie kann ich mir meines Glaubens sicher sein? Dasselbe Edikt, durch das Torgathon für den geistlichen Stand zugelassen wurde, hatte ein halbes Dutzend Welten dazu veranlaßt, den Bischof von Neu-Rom abzulehnen, und diejenigen, die diesen Weg gegangen waren, hätten vermutlich eine besonders abscheuliche Häresie in dem massigen und bis auf einen römischen Kragen nackten Fremdling gesehen, der sich vor mir im Wasser wälzte und die Autorität der Kirche in vier großen, mit Schwimmhäuten versehenen Händen hielt. Das Christentum ist die großartigste menschliche Religion, doch das bedeutet wenig. Die Nicht-Christen sind uns zahlenmäßig im Verhältnis fünf zu eins überlegen, und es gibt weit über siebenhundert christliche Sekten, von denen einige beinahe so groß sind wie die Einzige Wahre Interstellare Katholische Kirche der Erde und der tausend Welten. Selbst Daryn XXL, mächtig wie er ist, ist nur einer von sieben, die den Titel Papst für sich beanspruchen. Mein Glaube war einst stark gewesen, doch habe ich mich zu lange unter Häretikern und Ungläubigen bewegt, und nicht einmal meine Gebete können die Zweifel jetzt noch vertreiben. Daher verspürte ich auch kein Grauen, lediglich intellektuelles Interesse, als der Erzbischof mir die Art der Häresie auf Arion mitteilte.

»Sie haben«, sagte er, »aus Judas Iskariot einen Heiligen gemacht.«

Als Vorgesetzter bei den Rittern der Inquisition befehlige

ich ein Raumschiff, welches *Wahrheit Christi* zu nennen ich das Vergnügen habe. Ehe mir das Gefährt zugewiesen wurde, hieß es *St. Thomas*, nach dem Apostel, doch fand ich, daß ein für seine Zweifel bekannter Heiliger kein angemessener Schutzpatron für ein Raumschiff war, welches im Kampf gegen die Häresie eingesetzt wurde. Ich habe auf der *Wahrheit* keinerlei Aufgaben; ihre Mannschaft besteht aus sechs Brüdern und Schwestern vom Orden des heiligen Christophorus dem Weitgereisten, und ihr Kapitän ist eine junge Frau, die ich einem Kaufmann abgeworben habe.

Ich war daher in der Lage, mich während der dreiwöchigen Reise von Vess nach Arion ganz dem Studium der häretischen Bibel zu widmen, von der mir der Verwaltungsassistent des Erzbischofs ein Exemplar ausgehändigt hatte. Der dicke, schwere und schön aufgemachte Band war in dunkles Leder gebunden und mit Goldschnitt versehen. Er enthielt zahlreiche hervorragende, farbige und holographisch erhöhte Illustrationen. Eine bemerkenswerte Arbeit, eindeutig von jemandem ausgeführt, der die leider beinahe vergessene Kunst der Buchgestaltung schätzte. Die abgebildeten Gemälde — ich nahm an, daß die Originale im Haus des heiligen Judas auf Arion hingen — waren meisterhaft, wenngleich blasphemisch und konnten es als Kunstwerke mit denen Tammerwens und RoHallidays aufnehmen, die die Große Kathedrale des heiligen Johannes in Neu-Rom schmücken.

Das Buch trug eine Imprimatur, aus der hervorging, daß es von Lukyan Judasson, dem ersten Gelehrten des Ordens des heiligen Judas Iskariot, genehmigt worden war.

Es hieß *Der Weg von Kreuz und Drachen*.

Ich las es, während die *Wahrheit Christi* durch die Sterne glitt, und machte mir anfangs ausgiebig Notizen, um die Häresie, die ich bekämpfen sollte, besser zu verstehen; später jedoch war ich gefesselt von der seltsamen, verschlungenen und grotesken Geschichte, die es erzählte. Seine Sprache war voller Leidenschaft, Kraft und Poesie.

So geschah es, daß ich zum erstenmal der bemerkenswerten Gestalt des heiligen Judas Iskariot begegnete, eines schwierigen, ehrgeizigen, widersprüchlichen, doch insgesamt außerordentlichen Menschen.

Er war als Sohn einer Hure am selben Tag wie der Erlöser in Bethlehem in dem sagenumwobenen Stadtstaat Babylon geboren worden und verbrachte seine Kindheit auf Straßen und in Gossen, bot seinen Körper feil, wenn es nötig war, und betätigte sich, als er älter wurde, als Zuhälter. Als Jugendlicher fing er an, mit den dunklen Künsten zu experimentieren, und noch ehe er zwanzig Jahre alt war, war er ein geschickter Schwarzkünstler. Zu jener Zeit wurde er Judas der Drachenbändiger, der erste und einzige Mensch, der der furchteinflößendsten von Gottes Kreaturen, der großen geflügelten Feuerechse von Alt-Erde, seinen Willen aufzwingen konnte. Das Buch gab ein großartiges Gemälde von Judas wieder, wie er in einer riesigen, düsteren Höhle mit feuersprühenden Augen eine glühende Peitsche schwingt, um einen sich aufbäumenden grün-goldenen Drachen in Schach zu halten. Unter seinem Arm sieht man einen Korb mit leicht geöffnetem Deckel, aus dem die mit winzigen Schuppen versehenen Köpfe von drei Drachenjungen hervorblicken. Ein viertes Drachenbaby krabbelt ihm am Ärmel hinauf. Diese Szene spielte sich im ersten Kapitel

seines Lebens ab.

Im zweiten Kapitel war er Judas der Eroberer; Judas der Drachenkönig; Judas von Babylon, der große Usurpator. Auf dem größten seiner Drachen reitend, eine eiserne Krone auf dem Haupt und ein Schwert in der Hand, machte er Babylon zur Hauptstadt des größten Weltreiches, das die Alte Welt erlebt hat, ein Königreich, das sich von Spanien bis Indien erstreckte. Er herrschte von einem Drachenthron inmitten der Hängenden Gärten aus, die er hatte anlegen lassen, und dort saß er auch, als er über Jesus von Nazareth richtete, jenen aufrührerischen Propheten, der blutend und in Ketten vor ihn gezerrt worden war. Judas war kein geduldiger Mann, und er ließ Christus noch mehr bluten, ehe er mit ihm fertig war. Und als dieser seine Fragen nicht beantworten wollte, ließ er ihn voller Verachtung wieder auf die Straße werfen. Doch vorher befahl er seinen Wachen, Christus die Beine abzuhaufen. »Heiler«, sagte er, »heile dich selbst.«

Dann kam die Reue, die Vision in der Nacht, und Judas Iskariot gab seine Krone, seine dunklen Künste und seine Reichtümer auf, um dem Mann zu folgen, den er zum Krüppel gemacht hatte. Gehaßt und verhöhnt von jenen, die von ihm tyrannisiert worden waren, wurde Judas zu den Beinen des Herrn, und ein Jahr lang trug er Jesus auf dem Rücken in die entferntesten Gegenden des Königreiches, welches er einst regiert hatte. Als Jesus sich schließlich selbst heilte, ging Judas an seiner Seite, und von jener Zeit an war er sein getreuer Freund und Berater, der erste und vorderste der zwölf. Schließlich machte Jesus dem Judas das Geschenk der Zungen, rief die Drachen, die Judas einst weggeschickt hatte, zurück und segnete sie und schickte seinen Jünger auf eine

einsame Mission über die Meere, »um mein Wort dort zu verbreiten, wohin ich nicht gehen kann«.

Es kam der Tag, da die Sonne dunkel wurde am Mittag und die Erde bebte, und Judas schwang seinen Drachen auf plumpen Flügeln herum und flog über die rasende See zurück. Doch als er in der Stadt Jerusalem ankam, fand er Christus tot am Kreuz vor.

In jenem Augenblick wankte sein Glaube, und in den nächsten drei Tagen fegte der große Zorn von Judas wie ein Sturmwind über Alt-Erde. Seine Drachen rissen den Tempel in Jerusalem nieder, vertrieben die Einwohner aus der Stadt und zerschlugen die Machtzentren in Rom und Babylon. Und als er dahinterkam, wie jener mit Namen Simon, genannt Peter, den Herrn dreimal verraten hatte, erwürgte er ihn eigenhändig und warf seinen Leichnam den Drachen vor. Dann sandte er die Drachen aus, damit sie in der ganzen Welt Feuer anzündeten, Scheiterhaufen für Jesus von Nazareth.

Und Jesus auferstand am dritten Tage, und Judas weinte, doch konnten seine Tränen den Zorn Christi nicht besänftigen, hatte er doch durch sein Rasen gegen alle Lehren des Herrn verstoßen.

Jesus rief die Drachen zurück, und sie kamen zu ihm, und überall erloschen die Feuer. Und aus ihren Bäuchen rief er Peter hervor und setzte ihn wieder zusammen und gab ihm Herrschaft über die Kirche.

Und dann starben die Drachen und mit ihnen sämtliche Drachen überall, denn sie waren das lebendige Siegel der Macht und der Weisheit von Judas Iskariot gewesen, der schwer gesündigt hatte. Und Christus nahm von Judas die Gabe der Zungen und die Kraft zu heilen, die er ihm gegeben hatte, und da jener wie ein Blinder gehandelt hatte, entzog er ihm sogar das Augenlicht (im Buch war

ein hübsches Bild vom blinden Judas abgebildet, wie er sich weinend über die Kadaver seiner Drachen beugt). Und dann sagte er Judas, die Menschen würden sich an ihn für unendliche Zeiten nur als an den Verräter erinnern und seinen Namen verfluchen, und alles, was er gewesen war und getan hatte, würde vergessen werden.

Doch weil Judas ihn so sehr geliebt hatte, erwies Christus ihm noch eine Gefälligkeit: Er schenkte ihm ein langes Leben, damit er Gelegenheit hätte, zu reisen und über seine Sünden nachzudenken, um endlich doch noch Vergebung zu erlangen und dann erst zu sterben.

Und das war der Beginn des letzten Kapitels im Leben des Judas Iskariot, eines in der Tat sehr langen Kapitels. Der einst Drachenkönig, einst der Freund Christi gewesen war, war nun zum blinden Wanderer geworden, zum Außenseiter und ohne Freunde, der die kalten Wege der Erde wanderte, der lebte, da alle Städte, Menschen und Dinge, die er gekannt hatte, tot waren. Und Peter, der erste Papst und in Ewigkeit sein Feind, verbreitete in der Stadt und dem Erdkreis die Mär, Judas hätte den Herrn für dreißig Silberlinge verraten, bis dieser es nicht einmal mehr wagte, unter seinem richtigen Namen aufzutreten. Eine Zeitlang nannte er sich einfach Wandernder Ju und bediente sich in der Folge noch vieler anderer Namen.

Er lebte mehr als tausend Jahre, wurde Prediger, Heiler und Tierfreund, wurde gejagt und beschuldigt, als die Kirche, die Peter gegründet hatte, anschwell und korrupt wurde. Doch er hatte viel Zeit, und am Ende wurde er weise und fand seinen Frieden. Und schließlich kam Jesus an sein lange hinausgezögertes Sterbebett, und sie versöhnten sich, und wieder weinte Judas. Und bevor er starb, versprach der Herr ihm, daß einige sich mit seiner Einwilligung erinnern würden, wer und was Judas

gewesen war, und daß sich die Kunde davon im Laufe der Jahrhunderte verbreiten würde, bis endlich Peters Lüge aufgehoben und vergessen sein würde.

Derart war das Leben des heiligen Judas Iskariot, wie es in *Der Weg von Kreuz und Drachen* berichtet wurde. Das Buch enthielt auch seine Lehren sowie die apokryphen Bücher, die er angeblich geschrieben hatte.

Als ich es durchgelesen hatte, lieb ich es Arla-k-Bau, dem Kapitän der *Wahrheit Christi*. Arla war eine hagere, pragmatische Frau ohne bestimmten Glauben, doch schätzte ich ihre Ansichten. Die anderen Besatzungsmitglieder, die guten Schwestern und Brüder vom Orden des heiligen Christophorus, hätten lediglich den religiösen Schrecken des Erzbischofs nachgeplappert.

»Interessant«, fand Arla, als sie mir das Buch zurückgab.

Ich mußte lachen. »Ist das alles?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Eine hübsche Geschichte. Leichter zu lesen als eure Bibel, Damien, außerdem auch dramatischer.«

»Stimmt«, gab ich zu. »Aber absurd. Ein unglaubliches Durcheinander von Doktrinen, Apokryphen, Mythologien und Aberglauben. Unterhaltsam, ja, sicher. Einfallsreich, sogar gewagt. Aber lächerlich, finden Sie nicht? Wie soll man an Drachen glauben? An einen Christus ohne Beine? An Peter, der wieder zusammengesetzt wird, nachdem ihn vier Monstren verspeist haben.«

Arlas Lächeln war spöttisch. »Ist das etwa blödsinniger als Wasser, das sich in Wein verwandelt, als Christus, der auf den Wassern schreitet, oder als ein Mann, der im

Bauch eines Fisches lebt?« Arla-k-Bau machte es Spaß, mir Kontra zu geben. Es hatte einen Skandal gegeben, als ich eine Ungläubige zum Kapitän meines Raumschiffes erwählte, aber sie war in ihrem Beruf sehr tüchtig, und ich hatte sie gern um mich, weil ich meinen Verstand an ihr wetzen konnte. Sie war ein kluger Kopf, diese Arla, und das schätzte ich mehr als blinden Gehorsam. Vielleicht war das eine Sünde.

»Das ist etwas anderes«, erwiderte ich.

»Tatsächlich?« schnappte sie zurück. Ihr Blick ging durch meine Masken hindurch. »Ach, Damien, geben Sie es doch zu. Das Buch hat Ihnen ganz gut gefallen.«

Ich räusperte mich. »Es hat mein Interesse geweckt«, erkannte ich an. Ich mußte mich rechtfertigen. »Sie kennen ja die Sachen, mit denen ich mich gewöhnlich abgeben muß. Trockene kleine Abweichungen von der Doktrin, obskure Haarspaltereien über theologische Fragen, die irgendwie alle aus der Proportion geraten sind, unverfrorene politische Schachzüge, die nur den einen Zweck haben, einen ehrgeizigen planetarischen Bischof als neuen Papst einzusetzen oder Neu-Rom oder Vess diese oder jene Konzession abzuringen. Der Krieg ist endlos, doch die Schlachten sind stumpfsinnig und schmutzig. Sie erschöpfen mich, geistig, emotional, physisch. Hinterher fühle ich mich ausgesogen und schuldig.« Ich tippte auf den Ledereinband des Buches. »Dies hier ist anders. Die Häresie muß natürlich ausgemerzt werden, aber ich gebe zu, daß ich es kaum erwarten kann, diesen Lukyan Judasson kennenzulernen.«

»Die Aufmachung ist auch hübsch«, meinte Arla und blätterte in *Der Weg von Kreuz und Drachen*. Sie hielt inne, um sich einen besonders ins Auge fallenden Stich

genauer anzusehen, Judas, wie er über seine Drachen weint, glaube ich. Ich mußte lächeln, weil sie davon genauso angetan war wie ich. Dann runzelte ich die Stirn.

Das war der erste Fingerzeig für die Schwierigkeiten, die vor mir lagen.

So geschah es, daß die *Wahrheit Christi* zu der Porzellanstadt Ammadon auf der Welt Arion gelangte, wo der Orden vom heiligen Judas Iskariot beheimatet war.

Arion war eine nette, freundliche Welt, die seit dreihundert Jahren bewohnt war. Die Bevölkerungszahl lag unter neun Millionen, von denen Ammadon, die einzige wirkliche Stadt, zwei beherbergte. Der technologische Standard hatte eine mittlere Höhe erreicht, war allerdings in der Hauptsache importiert. Es gab wenig Industrie auf Arion und kaum Erfindergeist, außer vielleicht auf künstlerischem Gebiet. Denn die Künste waren hier ziemlich wichtig, sie blühten und gediehen. Religiöse Freiheit war ein wesentlicher Grundsatz der Gesellschaft, doch war Arion eigentlich auch keine besonders religiöse Welt, und die Mehrheit der Bevölkerung lebte ein herzlich säkulares Leben. Die populärste Religion war der Ästhetizismus, den man im Grunde kaum als Religion ansehen kann. Daneben gab es Taoisten, Erikaner, Altchristen und Kinder des Träumers — außer einem Dutzend untergeordneter Sekten.

Und schließlich gab es neun Kirchen des Einen Wahren Interstellaren Katholischen Glaubens. Früher waren es zwölf gewesen.

In den anderen drei wurde inzwischen dem sich auf Arion am raschesten ausbreitenden Glauben gehuldigt, dem Orden des heiligen Judas Iskariot, der außerdem

noch ein Dutzend neuerbauter Kirchen besaß.

Der Bischof von Arion war ein dunkler, strenger Mann mit kurzgeschnittenem schwarzem Haar, der durchaus nicht glücklich war, mich zu sehen. »Damien Her Varis!« rief er einigermassen verwundert aus, als ich ihn in seiner Residenz aufsuchte. »Wir haben natürlich von Ihnen gehört, aber ich hätte mir nicht träumen lassen, Sie einmal persönlich kennenzulernen oder gar als Gast zu begrüßen. Wir sind hier nur eine kleine Schar...«

»Die immer kleiner wird«, unterbrach ich ihn. »Eine Angelegenheit, die meinen Lordkomtur, Bischof Torgathon, ziemlich besorgt stimmt. Offenbar macht es Ihnen weniger aus, Exzellenz, da Sie es nicht einmal für nötig befunden haben, uns über die Aktivitäten dieser Sekte der Judasanbeter zu unterrichten.«

Der Bischof schnitt bei dieser Zurechtweisung ein ärgerliches Gesicht, schluckte seinen Zorn aber rasch hinunter. Selbst für einen Bischof gab es Gründe, sich vor einem Ritter der Inquisition in acht zu nehmen. »Natürlich machen wir uns Sorgen«, erwiderte er. »Wir tun alles, was in unserer Macht steht, um die Häresie zu bekämpfen. Wenn Sie uns diesbezüglich beraten könnten, würde ich Ihnen mit größter Freude zuhören.«

»Ich bin Inquisitor des militanten Ordens der Ritter Jesu Christi«, sagte ich grob. »Ich gebe keine Ratschläge, Exzellenz, ich handle. Zu diesem Behuf wurde ich nach Arion entsandt, und ich beabsichtige, meinen Auftrag auszuführen. Erzählen Sie mir doch, was Sie über die Häresie und den Ersten Gelehrten, diesen Lukyan Judasson, wissen.«

»Selbstverständlich, Pater Damien«, begann der Bischof. Er machte einem Diener ein Zeichen, der uns daraufhin ein Tablett mit Wein und Käse brachte, und

ging daran, die kurze, aber explosive Geschichte des Judaskults zusammenzufassen. Ich hörte ihm zu, mir währenddessen die Fingernägel am karmesinroten Aufschlag meiner Jacke polierend, bis der schwarze Lack makellos glänzte, und unterbrach ihn von Zeit zu Zeit mit einer Frage. Noch ehe er seinen Bericht halb beendet hatte, war ich entschlossen, Lukyan persönlich aufzusuchen. Das schien mir am besten zu sein.

Außerdem hatte ich es die ganze Zeit gewollt.

Ich nahm an, daß es wichtig war, wie man auf Arion auftrat, und erachtete es als notwendig, Lukyan durch meine Erscheinung und meinen Posten zu beeindrucken. Ich zog die besten Stiefel an, die ich besaß, geschmeidige Handarbeit aus römischem Leder, wie sie Torgathons Empfangszimmer noch nicht gesehen hatte, und einen streng geschnittenen schwarzen Anzug mit burgunderfarbenen Aufschlägen und steifem Kragen. Am Hals trug ich ein großartiges Kruzifix aus purem Gold, die Kragennadel war ein dazu passendes Schwert, das Symbol der Ritter der Inquisition. Bruder Denis lackierte mir sorgfältig die Fingernägel, schwarz wie Ebenholz, dunkelte mir auch die Augen nach und legte mir einen feinen weißen Puder aufs Gesicht. Als ich in den Spiegel sah, bekam ich vor mir selbst einen Schreck. Ich lächelte, aber nur kurz. Lächeln zerstörte die Wirkung.

Ich ging zu Fuß zum Haus des heiligen Judas Iskariot. Ammadon war von breiten, großzügig angelegten goldenen Straßen durchzogen, die scharlachrote Bäume säumten, Flüsterwind genannt, deren lange, auf den Boden reichende Zweige in der Tat der sanften Brise Geheimnisse zuzuflüstern schienen. Bei mir war Schwester Judith, eine kleine, selbst in der

kapuzenförmigen Tracht des Ordens vom heiligen Christophorus schwächling wirkende Frau. Sie hatte ein sanftes, freundliches Gesicht und große, junge und unschuldig aussehende Augen. Für mich war sie sehr nützlich. Schon viermal hatte sie Angreifer auf mich getötet.

Das Haus war ein weitläufiger und stattlicher Neubau. Es erhob sich inmitten von Gärten voller kleiner leuchtender Blumen und goldfarbener Rasenflächen. Das ganze Grundstück war von einer hohen Mauer umgeben. Sowohl diese Mauer als auch die Außenwände des Gebäudes waren von Wandgemälden bedeckt. Einige davon kannte ich aus *Der Weg von Kreuz und Drachen*, und ich blieb kurz stehen, um sie zu bewundern, ehe ich das Haupttor durchschritt. Niemand versuchte, uns aufzuhalten. Es gab keine Wachen, nicht einmal einen Pförtner. Im Inneren gingen Männer und Frauen zwischen den Blumen spazieren oder saßen müßig auf Bänken unter Silberbäumen und Flüsterwinden.

Schwester Judith und ich blieben kurz stehen und wandten uns dann dem Haus zu.

Wir hatten eben die ersten Stufen genommen, als uns aus dem Haus ein Mann entgegenkam. Er blieb im Eingang stehen und wartete. Er war blond und beleibt und trug einen großen, drahtigen Bart, der ein zögerndes Lächeln einrahmte. Er hatte ein loses Gewand an, das ihm bis auf die Sandalen an seinen Füßen reichte und mit Drachen bestickt war, die die Silhouette eines Mannes mit einem Kreuz trugen.

Als ich oben angekommen war, verbeugte er sich vor mir. »Pater Damien Her Varis von den Rittern der Inquisition«, sagte er. Sein Lächeln wurde breiter. »Ich begrüße Sie im Namen Jesu und im Namen des heiligen

Judas. Ich bin Lukyan.«

Ich nahm mir vor herauszufinden, welcher der Untergebenen des Bischofs den Judaskult mit Informationen belieferte, bewahrte jedoch Haltung. Ich bin schon seit langer, langer Zeit Ritter der Inquisition. »Pater Lukyan Mo«, sagte ich und ergriff seine Hand, »ich habe Fragen an Sie.« Ich lächelte nicht.

Er lächelte. »Das dachte ich mir«, erwiderte er.

Lukyans Büro war geräumig, doch spartanisch eingerichtet. Häretiker weisen häufig eine Schlichtheit auf, die den Dienern der Wahren Kirche offenbar gänzlich abhanden gekommen ist. Eine Schwäche hatte er allerdings.

Die Wand hinter seinem Schreibtisch/Altar wurde von einem Gemälde beherrscht, in das ich mich bereits verliebt hatte: der blinde Judas, wie er über seine Drachen weint.

Lukyan setzte sich ächzend hin und bedeutete mir, mich doch ebenfalls zu setzen. Schwester Judith hatten wir im Vorzimmer gelassen. »Ich bleibe lieber stehen, Pater Lukyan«, meinte ich, weil ich mir davon einen Vorteil versprach.

»Einfach Lukyan«, erwiderte er. »Oder Luke, wenn Sie wollen. Für Titel haben wir hier keine Verwendung.«

»Sie sind Pater Lukyan Mo, hier auf Arion geboren, ausgebildet im Seminar von Cathaday, ehemals Priester der Einzig Wahren Interstellaren Katholischen Kirche der Erde und der tausend Welten«, sagte ich. »Ich werde Sie so anreden, wie es Ihrer Stellung zukommt, Pater. Und ich erwarte, daß Sie es genauso halten. Haben wir uns verstanden?«

»Aber gewiß doch«, erklärte er liebenswürdig.

»Ich bin ermächtigt, Ihnen das Recht abzusprechen, die Sakramente zu spenden, und Sie wegen der Häresie, die Sie formuliert haben, zu exkommunizieren. Auf einigen Welten hätte ich sogar Ihren Tod anordnen können.«

»Aber nicht auf Arion«, warf er rasch ein. »Wir sind hier sehr tolerant. Außerdem sind wir Ihnen zahlenmäßig überlegen.« Er lächelte. »Und was den Rest betrifft, so müssen Sie wissen, daß ich die Sakramente sowieso nicht oft spende. Eigentlich schon seit Jahren nicht mehr. Ich bin jetzt erster Gelehrter, Lehrer, Denker. Ich weise anderen den Weg, ich helfe ihnen, den Glauben zu finden. Wenn es Sie glücklich macht, Pater Damien, dann exkommunizieren Sie mich getrost. Glück ist es ja, wonach wir alle streben.«

»Sie haben den Glauben also aufgegeben, Pater Lukyan?« fragte ich. Ich legte ihm meine Ausgabe von *Der Weg von Kreuz und Drachen* auf den Tisch. »Aber wie ich sehe, haben Sie einen neuen gefunden.« Jetzt lächelte ich, allerdings sehr eisig, sehr bedrohlich, sehr spöttisch. »Nach einem noch lächerlicheren Glaubensbekenntnis werde ich wohl lange suchen müssen. Ich gehe davon aus, daß Sie mir jetzt erzählen werden, Sie hätten mit Gott geredet, er hätte Sie mit dieser neuen Offenbarung betraut, auf daß Sie den guten Namen des heiligen Judas, den er ja nun einmal hat, reinigen können?«

Jetzt wurde Lukyans Lächeln wirklich sehr breit.

»Aber nicht doch«, sagte er. »Ich habe mir alles ausgedacht.«

Das verschlug mir die Sprache. »Wie bitte?«

»Ich habe mir alles ausgedacht«, wiederholte er. Voller Stolz wog er das Buch in der Hand. »Selbstverständlich habe ich dafür viele Quellen angezapft, besonders die

Bibel, aber ich halte *Kreuz und Drachen* zum größten Teil für mein eigenes Werk. Es ist recht gut, finden Sie nicht auch? Natürlich konnte ich es — Stolz hin, Stolz her — nicht mit meinem Namen versehen, habe ihm aber mein Imprimatur gegeben.«

Einen Moment lang war ich sprachlos. Dann verzog ich das Gesicht. »Ich hatte erwartet, einen phantasievollen Verrückten anzutreffen, einen armen, von sich selbst in die Irre geleiteten Dummkopf, der davon überzeugt ist, mit Gott geredet zu haben. Mit Fanatikern von der Sorte hatte ich es schon öfter zu tun. Statt dessen finde ich einen fröhlichen Zyniker vor, der sich zum eigenen Nutzen eine Religion ausgedacht hat. Ich glaube, der Fanatiker ist mir lieber. Sie kann man ja schon nicht einmal mehr verachten, Pater Lukyan. Sie werden für alle Ewigkeit in der Hölle schmoren.«

»Das bezweifle ich«, erwiderte er. »Außerdem sehen Sie mich falsch, Pater Damien. Ich bin weder ein Zyniker noch profitiere ich von meinem lieben heiligen Judas. Bestimmt nicht. Als Priester Ihrer Kirche habe ich ein bequemer Leben geführt. Ich tue dies, weil es meine Berufung ist.«

Ich mußte mich hinsetzen. »Sie verwirren mich«, sagte ich. »Erklären Sie mir das.«

»Ich sage Ihnen jetzt die Wahrheit«, hob er an. Er sprach ganz eigenartig, beinahe winselnd. »Ich bin ein Lügner«, fuhr er fort.

»Sie wollen mich bloß mit kindischen Paradoxa verwirren«, warf ich scharf ein.

»Nein, nein«, meinte er lächelnd. »Ein *Lügner*. Sozusagen großgeschrieben. Das ist eine Organisation, Pater Damien. Eine Religion, wenn Sie so wollen. Ein großer und mächtiger Glaube. Und ich bin der geringste

Vertreter davon.«

»Eine solche Kirche kenne ich nicht«, sagte ich.

»Natürlich nicht, das glaube ich Ihnen gern. Sie ist geheim. Sie muß geheim sein. Das ist Ihnen unbegreiflich, nicht wahr? Die Leute mögen es nicht, wenn man sie belügt...«

»Ich möchte auch nicht belogen werden«, unterbrach ich ihn.

Lukyan zog ein beleidigtes Gesicht. »Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich die Wahrheit sagen würde, oder? Wenn ein Lügner das sagt, dann können Sie ihm glauben. Wie könnten wir einander sonst vertrauen?«

»Es gibt viele wie Sie«, sagte ich. Ich begann zu glauben, daß Lukyan doch verrückt war, genauso fanatisch wie alle Häretiker, wenn auch auf kompliziertere Weise. Es handelte sich hier offenbar um eine Häresie innerhalb der Häresie, aber mir war klar, welches meine Pflicht war, nämlich die Wahrheit herauszufinden und die Dinge zurechtzurücken.

»Wir sind viele«, sagte Lukyan lächelnd. »Es würde Sie überraschen, Pater Damien, wirklich, es würde Sie überraschen. Doch es gibt ein paar Dinge, die möchte ich Ihnen lieber nicht erzählen.«

»Dann erzählen Sie mir das, was Sie erzählen können.«

»Mit Vergnügen«, sagte Lukyan Judasson. »Für uns Lügner gibt es, wie für alle anderen Religionen, ein paar Wahrheiten, an die wir glauben. Glaube ist immer nötig. Es gibt Dinge, die man nicht beweisen kann. Wir glauben, daß das Leben wert ist, gelebt zu werden. Das ist ein Glaubenssatz. Der Sinn des Lebens besteht darin, zu leben, dem Tod zu widerstehen, vielleicht sogar der Entropie die Stirn zu bieten.«

»Weiter«, sagte ich und wurde entgegen meiner

Absicht immer interessierter.

»Wir glauben weiter, daß Glück ein Gut ist, nach dem man streben sollte.«

»Die Kirche hat nichts gegen das Glück«, warf ich trocken ein.

»Da habe ich meine Zweifel«, meinte Lukyan. »Aber wir wollen uns nicht streiten. Welche Haltung die Kirche zum Glück auch haben mag, sie predigt den Glauben an ein Leben nach dem Tode, an ein höchstes Wesen und an einen komplizierten Moralkodex.«

»Stimmt.«

»Die Lügner glauben nicht an ein Leben nach dem Tode, und sie glauben an keinen Gott. Wir sehen das Universum, wie es wirklich ist, Pater Damien, und die nackte Wahrheit ist, es ist grausam. Wir, die wir an das Leben glauben und es hochschätzen, müssen sterben. Danach wird nichts sein außer ewiger Leere, Dunkelheit, Nicht-Existenz. Unser Leben hat keinen Sinn gehabt, keine Poesie, keine Bedeutung. Dasselbe gilt für unseren Tod. Wenn wir weg sind, dauert es nicht lange, und das Universum hat uns vergessen, schon nach kurzer Zeit wird es den Anschein haben, als hätten wir niemals gelebt. Schließlich wird die Entropie alles verschlingen, und alle unsere schwächlichen Bemühungen können gegen dieses schreckliche Ende nichts ausrichten. Es wird vorbei sein. Es wird nie gewesen sein. Es hat nie eine Rolle gespielt. Selbst das Universum ist dem Untergang geweiht, ist vergänglich, und das ist ihm völlig egal.«

Ich rutschte auf meinem Stuhl zurück, und ein Schauer lief mir über den Rücken, während ich den düsteren Worten des armen Lukyan lauschte. Ich ertappte mich dabei, wie ich an meinem Kruzifix nestelte. »Eine trübe

Philosophie«, sagte ich, »und falsch ist sie obendrein. Ich habe eine derart beängstigende Vision auch schon gehabt. Ich glaube, irgendwann hatten wir sie alle einmal. Aber so ist es nicht, Pater. Vor solchem Nihilismus bewahrt mich mein Glaube. Der Glaube ist ein Schutzschild gegen die Verzweiflung.«

»Oh, das weiß ich, mein Freund, mein Ritter der Inquisition«, sagte Lukyan. »Ich freue mich, daß wir uns so gut verstehen. Sie sind schon beinahe einer von uns.«

Ich runzelte die Stirn.

»Sie haben ins Schwarze getroffen«, fuhr er fort. »Die Wahrheiten, die großen Wahrheiten — und auch die meisten weniger großen — sind für den überwiegenden Teil der Menschheit unerträglich. Wir finden unseren Schutzschild im Glauben. In Ihrem Glauben, in meinem, in jedem. Nichts spielt eine Rolle, solange wir glauben, wirklich und wahrhaftig glauben, egal, an welche Lüge wir uns auch klammern.«

Er zupfte an den ausgefranstesten Spitzen seines blonden Bartes. »Wissen Sie, die Psychologen haben uns immer eingeredet, die Glücklichen seien die Gläubigen. Man mag an Christus, an Buddha oder Erica Stromjones glauben, an die Wiedergeburt oder die Unsterblichkeit oder an die Natur, an die Macht der Liebe oder an die Grundsätze einer politischen Partei, es läuft immer auf dasselbe hinaus. Man glaubt, also ist man glücklich. Die die Wahrheit gesehen haben, sind diejenigen, die verzweifeln und sich umbringen. Die Wahrheit ist so gewaltig, der Glaube so gering, so dürftig, so von Irrtümern und Widersprüchen durchlöchert. Wir blicken hinter ihre Fassade und durchschauen sie, und dann spüren wir das Gewicht der Dunkelheit auf uns und können nicht mehr glücklich sein.«

Ich bin nicht schwer von Begriff. Ich wußte längst, worauf Lukyan Judasson hinauswollte. »Ihr Lügner erfindet also einen Glauben.«

Er lächelte. »Alle möglichen Glauben. Nicht nur religiöse. Stellen Sie sich das mal vor. Wir wissen, was für ein grausames Instrument die Wahrheit ist. Wir ziehen die Schönheit der Wahrheit tausendmal vor. Wir erfinden Schönheit, Glaubensrichtungen, politische Bewegungen, hohe Ideale, den Glauben an Liebe und Kameradschaft. Das sind alles Lügen. Wir erzählen diese und andere Lügen, zahllose andere. Wir verschönern die Geschichte, den Mythos, die Religion, wir machen alles schöner, besser und leichter zu glauben. Unsere Lügen sind nicht vollkommen, natürlich nicht. Die Wahrheiten sind zu groß. Aber vielleicht stoßen wir eines Tages auf die eine große Lüge, für die die ganze Menschheit Verwendung hat. Bis dahin müssen wir uns eben mit tausend kleinen Lügen begnügen.«

»Ich fürchte, ihr Lügner laßt mich ziemlich kalt«, sagte ich mit kühler, gelassener Inbrunst. »Mein ganzes Leben war ein einziges Streben nach Wahrheit.«

Lukyan hatte Nachsicht. »Pater Damien Her Varis, Ritter der Inquisition. Ich kenne Sie besser. Sie sind auch ein Lügner. Sie leisten gute Arbeit. Sie reisen von Welt zu Welt und vernichten die Dummen, die Rebellen, die Fragenden, die das Gefüge der gewaltigen Lüge, der Sie dienen, zum Einsturz bringen könnten.«

»Wenn die Lüge, der ich diene, so bewundernswert ist«, sagte ich, »warum haben Sie sich dann von ihr getrennt?«

»Eine Religion muß zu einer Kultur und zu ihrer Gesellschaft passen, mit ihr zusammenarbeiten, nicht gegen sie. Wenn es Reibungen, Widersprüche gibt, dann

bricht die Lüge in sich zusammen, der Glaube wankt. Ihre Kirche, Pater, ist für viele Welten gut, doch nicht für Arion. Hier ist das Leben freundlich, Ihr Glaube aber ist streng. Wir lieben hier die Schönheit, und Ihr Glaube bietet davon zu wenig. Also haben wir ihn verbessert. Wir haben uns lange mit dieser Welt beschäftigt. Wir kennen ihr psychologisches Profil. Der heilige Judas wird hier Erfolg haben. Er bietet Dramatik und Farbe und viel Schönheit, die ästhetische Seite ist bewunderungswürdig. Seine Tragödie endet glücklich. Auf Arion schwärmt man für solche Geschichten. Die Drachen sind eine nette Beigabe. Ich finde, Ihre Kirche sollte einen Weg suchen, Drachen in ihre Lehre einzubauen. Es sind herrliche Geschöpfe.«

»Mythische«, sagte ich.

»Kaum«, erwiderte er. »Schauen Sie doch mal hin.« Er grinste mich an. »Sehen Sie, es läuft wirklich alles auf den Glauben hinaus. Wissen Sie denn, was vor dreitausend Jahren tatsächlich geschah? Sie haben Ihren Judas, ich habe meinen. Beide haben wir Bücher. Ist Ihres richtig? Können Sie das wirklich glauben? Ich habe vorerst lediglich Zugang zum ersten Kreis des Ordens der Lügner. Daher kenne ich nicht alle Geheimnisse, doch ich weiß, daß unser Orden sehr alt ist. Es würde mich nicht überraschen, wenn die Evangelien von Männern geschrieben wurden, die mir sehr ähnlich waren. Vielleicht hat es nie einen Judas gegeben. Vielleicht auch nie einen Christus.«

»Ich glaube fest daran, daß es sie nie gegeben hat«, sagte ich.

»In diesem Gebäude gibt es hundert Leute, die tief und sehr real an den heiligen Judas und den *Weg von Kreuz und Drachen* glauben«, erwiderte Lukyan. »Der Glaube

ist eine sehr gute Sache. Wußten Sie, daß die Selbstmordrate auf Arion um fast ein Drittel zurückgegangen ist, seit es den Orden des heiligen Judas gibt?»

Ich erinnere mich, wie ich langsam vom Stuhl aufstand. »Sie sind genauso fanatisch wie alle Häretiker, die ich kennengelernt habe, Lukyan Judasson«, sagte ich zu ihm. »Sie tun mir leid, weil Sie Ihren Glauben verloren haben.«

Lukyan erhob sich ebenfalls. »Bedauern Sie sich selbst, Damien Her Varis«, meinte er. »Ich habe einen neuen Glauben und einen neuen Lebenszweck gefunden und bin ein glücklicher Mensch. Sie, mein lieber Freund, quälen sich und fühlen sich elend.«

»*Das ist eine Lüge!*« Ich fürchte, ich habe das laut herausgeschrien.

»Kommen Sie mit«, sagte Lukyan. Er berührte ein Brett an der Wand, und das große Gemälde von Judas, der über seine Drachen weint, glitt in die Höhe. Dahinter war eine abwärts führende Treppe.

Im Keller stand ein großer Glasbottich mit blaßgrüner Flüssigkeit, und darin schwamm ein *Etwas* — ein Etwas, das stark einem uralten Embryo glich, zugleich bejahrt und infantil, nackt, mit riesigem Kopf und winzigem verkrümmtem Körper.

Schläuche verbanden seine Arme und Beine und Genitalien mit einer Maschinerie, die es offenbar am Leben erhielt.

Als Lukyan das Licht anknipste, öffnete es die Augen, große, dunkle Augen, die mir in die Seele schauten.

»Das ist mein Kollege«, erklärte Lukyan und tätschelte den Bottich. »Johannes Azure Kreuz, ein Lügner des vierten Kreises.«

»Und ein Telepath«, sagte ich mit tödlicher Sicherheit. Ich hatte Pogrome gegen Telepathen angeführt, Kinder zumeist, auf anderen Welten. Die Kirche lehrt, daß psionische Kräfte eine Falle des Teufels sind. In der Bibel ist von ihnen nicht die Rede.

Ich hatte bei den Tötungen nie ein gutes Gewissen.

»In dem Moment, als Sie das Grundstück betraten, hat Johannes Sie durchschaut«, sagte Lukyan, »und mir seine Beobachtungen übermittelt. Nur wenige von uns wissen, daß er hier ist. Er hilft uns sehr erfolgreich beim Lügen. Er weiß genau, wann ein Glaube wahrhaftig und wann nur vorgetäuscht ist. Ich habe ein Implant in der Schädeldecke. Johannes kann jederzeit mit mir sprechen. Es war er, der mich seinerzeit für die Lügner gewonnen hat. Er wußte, daß mein Glaube hohl war. Er spürte die Tiefe meiner Verzweiflung.«

Dann sprach das Etwas im Bottich. Seine metallische Stimme kam aus einem Lautsprecher im Sockel der Maschine, die es ernährte. »Und ich spüre auch deine Verzweiflung, Damien Her Varis, hohler Priester. Du hast zu viele Fragen gestellt, Inquisitor, du bist krank am Herzen und müde und glaubst nicht. Komm zu uns, Damien. Seit langer, langer Zeit schon bist du ein Lügner.«

Einen Moment lang zögerte ich. Ich blickte tief in mich hinein und fragte mich, was es war, woran ich glaubte. Ich suchte nach meinem Glauben, nach dem Feuer, das mich einst in Schwung gehalten hatte, nach der Sicherheit in den Lehren der Kirche, nach der Gegenwart Christi in mir. Ich fand davon nichts, nichts. Mein Inneres war leer, ausgebrannt, voller Fragen und Schmerz. Doch als ich Johannes Azure Kreuz und dem lächelnden Lukyan Judasson eben antworten wollte, da

fand ich etwas anderes, etwas, an das ich wirklich glaubte, an das ich immer geglaubt hatte.

Die Wahrheit.

Ich glaubte an die Wahrheit, auch wenn sie schmerzte. »Er ist verloren für uns«, sagte der Telepath mit dem höhnischen Namen Kreuz.

Lukyan schwand das Lächeln aus dem Gesicht. »Wirklich? Ich hatte gehofft, Sie würden sich uns anschließen, Damien. Sie machten auf mich den Eindruck, als würden Sie reif sein dafür.«

Auf einmal hatte ich Angst und wäre am liebsten die Treppe hinauf zu Schwester Judith gelaufen. Lukyan hatte mir eine ganze Menge erzählt, und jetzt hatte ich ihr Angebot zurückgewiesen.

Der Telepath spürte meine Angst. »Du kannst uns nichts tun, Damien«, sagte er. »Geh in Frieden. Lukyan hat dir gar nichts erzählt.«

Lukyan runzelte die Stirn. »Ich habe ihm eine ganze Menge erzählt, Johannes.«

»Sicher. Aber kann er denn den Worten eines Lügners, wie du einer bist, trauen?« Der kleine mißgestaltete Mund des Etwas im Bottich verzog sich zu einem Lächeln, seine großen Augen schlossen sich. Lukyan Judassen seufzte und führte mich die Treppe hinauf.

Erst ein paar Jahre später wurde mir klar, daß Johannes Azure Kreuz der Lügner und Lukyan das Opfer seiner Lüge war. Ich konnte ihnen etwas tun. Ich tat es.

Es war beinahe leicht. Der Bischof hatte in der Regierung und in den Medien Freunde. Mit Geld an der richtigen Stelle machte ich mir auch ein paar Freunde. Dann enthüllte ich, daß Kreuz dort im Keller saß, und beschuldigte ihn, seine psionischen Kräfte benutzt zu

haben, um an Lukyans Anhängern eine Gehirnwäsche vorzunehmen. Meine Freunde gingen auf die Beschuldigungen ein. Die Polizei machte eine Haussuchung, nahm den Telepathen Kreuz in Haft und stellte ihn vor Gericht.

Er war natürlich unschuldig. Meine Anklage war Unsinn; menschliche Telepathen können Gedanken aus nächster Nähe lesen, selten mehr. Aber es gibt sie nicht oft, und daher sind sie gefürchtet, und Kreuz war abstoßend genug, so daß man ihn ohne Mühe zum Opfer des Aberglaubens machen konnte. Am Ende wurde er freigesprochen und verließ die Stadt Ammadon, wenn nicht gar Arion in unbekannte Regionen.

Es war nie meine Absicht gewesen, ihn zu überführen. Die Anklage genügte. In der Lüge, die er zusammen mit Lukyan aufgebaut hatte, begannen sich Risse zu zeigen. Der Glaube ist schwer zu erringen und leicht zu verlieren. Schon der leiseste Zweifel kann dazu führen, selbst ein stärkstes Fundament zu zerrütten.

Der Bischof und ich arbeiteten Hand in Hand, um weitere Zweifel zu säen. Das war nicht so einfach, wie ich geglaubt hatte. Die Lügner hatten gute Arbeit geleistet. Ammadon besaß, wie die meisten zivilisierten Städte, einen großen Vorrat an Wissen, ein Computersystem, das Schulen, Universitäten und Bibliotheken miteinander verband und seine geballte Weisheit jedem zugänglich machte, der sie benötigte.

Und als ich das überprüfte, fand ich bald heraus, daß die Geschichte Roms und Babylons geschickt verändert worden war, und daß es für Judas Iskariot drei Stichworte gab — eins für den Erobererkönig von Babylon. Außerdem wurde sein Name im Zusammenhang mit den Hängenden Gärten erwähnt, und es gibt eine Eintragung

für den sogenannten Kodex Judae.

Und die Bibliothek von Ammadon behauptete, die Drachen wären auf der alten Erde etwa um die Zeit Christi ausgestorben.

Wir merzten schließlich alle diese Lügen aus, wischten sie aus dem Gedächtnis der Computer, obgleich wir Autoritäten auf einem halben Dutzend nichtchristlicher Welten zitieren mußten, ehe die Bibliothekare und Akademiker einsahen, daß die Unterschiede mehr als nur eine Frage der religiösen Präferenz waren.

Inzwischen war der Orden des heiligen Judas im grellen Licht der Öffentlichkeit verwelkt. Lukyan Judasson war hager und ärgerlich geworden, und mindestens die Hälfte seiner Kirchen waren geschlossen.

Natürlich starb die Häresie nie vollständig aus. Es gibt immer solche, die glauben, egal was. Und so liest man auf Arion in der Porzellanstadt Ammadon unter murmelnden Flüsterwinden bis auf den heutigen Tag *Der Weg von Kreuz und Drachen*.

Arla-k-Bau und die *Wahrheit Christi* brachten mich ein Jahr nach meiner Abreise nach Vess zurück, und Erzbischof Torgathon genehmigte mir endlich den Urlaub, um den ich gebeten hatte, ehe er mich erneut aussandte, um weitere Häresien zu bekämpfen. Ich hatte also meinen Sieg, die Kirche machte weiter wie bisher, und der Orden des heiligen Judas Iskariot war gründlich zerschlagen. Der Telepath Johannes Azure Kreuz hatte sich geirrt, glaubte ich damals. Er hatte die Macht eines Ritters der Inquisition sträflich unterschätzt.

Später fielen mir allerdings seine Worte wieder ein.

Du kannst uns nichts tun, Damien.

Uns?

Dem Orden des heiligen Judas? Oder den Lügern?

Ich glaube, er log bewußt, obgleich ihm klar war, daß ich den *Weg von Kreuz und Drachen* zerstören würde, obgleich ihm außerdem klar war, daß ich die Lügner nicht greifen konnte, daß ich es nicht einmal wagen würde, sie zu erwähnen. Wie hätte ich auch? Wer hätte mir geglaubt? Eine gewaltige, die Sterne umspannende Verschwörung, so alt wie die Geschichte? Es riecht nach Wahnsinn, und ich hatte überhaupt keinen Beweis.

Der Telepath log zugunsten von Lukyan, damit er mich gehen lassen würde. Dessen bin ich mir heute sicher. Kreuz riskierte viel, um mich zu umgarnen. Als ihm das nicht gelang, war er bereit, Lukyan Judasson und seine Lüge zu opfern, Schachfiguren in einem größeren Spiel.

So reiste ich ab und nahm die Erkenntnis mit, keinen Glauben mehr zu haben, bis auf den an die Wahrheit — eine Wahrheit, die ich in meiner Kirche nicht mehr finden konnte.

In dem Jahr, in dem ich lesend und studierend auf Vess, Cathaday und auf Celas Welt Urlaub machte, wurde ich mir dessen sicher. Am Ende stand ich wieder einmal in meinen allerschlechtesten Stiefeln im Empfangszimmer von Torgathon Nine-Klariis Tun. »Mein Lordkomtur«, sagte ich zu ihm, »ich kann keine weiteren Aufträge mehr übernehmen. Ich bitte darum, aus dem aktiven Dienst ausscheiden zu dürfen.«

»Weshalb?« knurrte der Erzbischof und spritzte wild um sich.

»Ich habe den Glauben verloren«, erwiderte ich schlicht.

Er blickte mich lange aufmerksam an und blinzelte mit seinen pupillenlosen Augen. Endlich sagte er: »Ihr Glaube geht nur Sie und Ihren Beichtvater etwas an. Mich interessieren lediglich Ihre Ergebnisse. Sie haben

gute Arbeit geleistet, Damien. Sie dürfen sich nicht zur Ruhe setzen, und ich erlaube Ihnen nicht, zu resignieren.«

Die Wahrheit wird uns freisetzen.

Aber Freiheit ist kalt und leer und beängstigend, und Lügen können oft warm und schön sein.

Letztes Jahr hat die Kirche mir ein neues Raumschiff zur Verfügung gestellt. Ich habe es *Drache* getauft.

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Wolfgang Eisermann

COPYRIGHTVERMERKE

»The Stone City«, Copyright (c) 1977 by George R.R. Martin. Originally appeared in *New Voices I* (Macmillan 1977, Jove 1978). Used by permission of the author. Übersetzung Copyright (c) 1985 by Verlag Ullstein GmbH, Frankfurt/Main — Berlin — Wien

»Starlady«, Copyright (c) 1976 by George R.R. Martin. Originally appeared in *Science Fiction Discoveries* (Bantam 1976). Used by permission of the author. Übersetzung Copyright (c) 1981 by Erich Fabel Verlag, Rastatt

»Sandkings«, Copyright (c) 1979 by Omni International Ltd. Originally appeared in *Omni*, August 1979. Used by permission of the author. Übersetzung Copyright (c) 1982 by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München

»The Way of Cross and Dragon«, Copyright (c) 1979 by Omni International Ltd. Originally appeared in *Omni*, June 1979. Used by permission of the author. Übersetzung Copyright (c) 1980 by Arthur Moewig Verlag, Rastatt